Class 92 Book Li64b
General Theological Seminary Library
CHELSEA SQUARE, NEW YORK

Purchased from the fund bequeathed to the Seminary by
EUGENE AUGUSTUS HOFFMAN, D. D.
DEAN 1879-1902

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_C0-AVS-912

Sundar Singh

in seiner wahren Gestalt

Von Lic. P. Braeunlich

92
Sikh. b
82678

Sundar Singh

in seiner wahren Gestalt

Von

Lic. P. Braeunlich

1889
Paul
1866
1927
NEW YORK

C. Ludwig Ungelenk / Dresden 24 und Leipzig

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1926 by C. Ludwig Ungelenk, Verlag, Dresden 24

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort

Der Schnitt ist scharf. Aber es muß sein. Sonst zerfrißt die Eiterung das ganze Gewebe. Es steht Großes auf dem Spiel, das Größte.

Der Eingriff geschieht nicht, um wehe zu tun, sondern um zu heilen. Möchten das die bedenken, denen ich Schmerz bereiten muß. Ich suche es zu vermeiden, soviel als möglich. Geflissentliches Verletzen würde ja die Ausheilung der Wunde nur erschweren. Wo aber Eiterherde sind, da muß das Messer hinein. Da schonen wollen, hieße Böses zufügen.

Besonderer Dank sei gesagt den beiden verdienten Forschern, die die Krankheit zuerst erkannten und uns so freundlich Werkzeuge liehen: dem Pfarrer Dr. Pfister in Zürich und Jesuitenpater Hosten in Darjeeling (Indien)!

Die Grundzüge der nachfolgenden Schrift standen bereits fest, als uns die erste Kunde davon ward, daß diese und andere Männer längst an Sundar Singhs Wahrhaftigkeit irre geworden waren. Pfisters Werk kam dann gerade noch rechtzeitig in unsere Hand, um möglichst überall darauf verweisen zu können. Das erschien zweckmäßig, weil es Lesern, die tiefer graben wollen, die Anschaffung vieler Bücher erspart. Auch ermöglicht es die knappere Darstellung, wie sie für einen ersten durchdringenden Warnruf geboten erscheint. Um solcher Zusammendrängung des Stoffes willen bedienen wir uns auch

bisweilen kurzer satirischer Bemerkungen. Sie haben nichts mit Verächtlichmachung anderer zu tun, sondern sollen nur die Aufmerksamkeit auf Unwahrscheinlichkeiten lenken, wo weitläufige Erörterungen überflüssig erscheinen. Gleichzeitig gibt diese Satire u. E. genau die Denkweise wieder, aus der heraus die betreffenden komisch-grotesken Erfindungen im Kreis von gottlosen Spaßmachern entstanden. Die Kontraste zwischen dem frivolen Treiben der Spötter und dem furchtbaren Ernst der Sache können gar nicht scharf genug hervorgehoben werden, um ein heilsames Erschrecken hervorzurufen.

Bad Sulza, 1. September 1926.

P. Braeunlich.

Inhalt

Seite

Überraschend Bekehrte 7

Fromme Vagabunden 33

Verschlossenes Land 59

Rätselhafte Geheimbündler 83

Geschauspielertes Fasten 109

Modernes Heiligwerden 121

Gefahrbringende Jesuiten 144

Abschüssige Wege 157

Abkürzungen

H. = F. Heiler. Apostel oder Betrüger? München 1925. E. Reinhardt.

Hs. = F. Heiler. Sadhu Sundar Singh. Ein Apostel des Ostens und Westens. München 1924. E. Reinhardt.

P. = R. J. Parker. Sadhu Sundar Singh. Ein Berufener Gottes. Liebenzell 1923. Liebenzeller Mission.

Pf. = O. Pfister. Die Legende Sundar Singhs. Leipzig 1926. P. Haupt.

Sch. = M. Schaerer. Sadhu Sundar Singh. Ein Apostel Jesu Christi in Indien. Gütersloh, C. Bertelsmann (5. Aufl.).

Sch. St. = P. Braeunlich. Leo Taxils Schelmenstreiche. Camburg a. d. S. 1924/25. R. Peitz.

St. = B. H. Streeter und A. J. Appasamy. Der Sadhu. Stuttgart 1923. Perthes.

St. d. Z. = Stimmen der Zeit. München.

Überraschend Bekehrte

Es ist im Himmel große Freude über jeden Sünder, der Buße tut. Aber auf Erden empfiehlt es sich, nicht eher zu jubeln, als bis man weiß, ob die Buße auch echt ist.

Gerade die Kirche hat Ursache, es mit Prüfung dieser Echtheit sehr ernst zu nehmen. Denn hier, auf ihrem eigensten Gebiete, sich täuschen zu lassen, bringt ihr mehr Nachteil als anderen das gleiche. Und zumal in einer Zeit wie der unsern sollte sie besonders vorsichtig sein. Es sind Feinde aufgestanden wider sie, die ihr nicht bloß den Tod geschworen haben, sondern denen auch jedes Mittel recht ist.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts kämpfte der russische Revolutionär Bakunin († in Bern 1875) für „radikale Zerstörung der bestehenden Gesellschaftsordnung". Als eine der wesentlichsten Vorbedingungen zur Erreichung dieses Ziels forderte er, daß „die Idee ‚Gott' im Menschen getötet werde". Schon 1847 tat er den Ausspruch: „Gott und die Religion müssen weg aus der Welt. Und wenn man alle Menschen töten müßte, um Gott töten zu können, wohlan: die Menschen sollen getötet sein!"

Das war in der einem Weltrevolutionär entsprechenden Form die Wiederaufnahme der Losung Mirabeaus, die einst bei Vorbereitung der französischen Revolution eine so wichtige Rolle spielte: „Il faut décatholiser la France!", d. h. Frankreich muß entkatholisiert werden! Mit andern Worten: Der politische Umsturz ist durch Zerstörung des Glaubenslebens im Volke vorzubereiten. Auch der berüchtigte Marquis de Sade predigte immer wieder die Abschaffung der Religion. Cloots

aber erklärte letztere in der Sitzung des Parlaments vom 17. November 1793 für das größte Hindernis der Glückseligkeit. Es gäbe keinen Gott, als die Natur. Der Gott des Volkes, die Vernunft, müsse alle Menschen vereinigen[1]).

Wie sehr solche Ideen um das Jahr 1870 revolutionäre Gemüter bewegten, zeigt ein Blick in Dostojewskis Roman „Dämonen"[2]). Werchowenski z. B. als Hauptverschwörer führt aus, „daß die Menschheit, wenn man das Christentum vollkommen ausrottete, sofort zu einem neuen, wirklichen Leben aufleben" würde (Däm. 1078). Schatoff meint: „Man müsse unbedingt mit dem Atheismus beginnen, wenn man es in Rußland zu einem Umsturz bringen wolle" (322). Und Kiriloff führt folgendes Gespräch:

„Gott ist der Schmerz der Angst vor dem Tode. Wer Schmerz und Angst besiegt, der wird selbst Gott werden. Dann wird ein neues Leben sein, ein neuer Mensch, alles neu. Dann wird man die Weltgeschichte in zwei Teile teilen: vom Gorilla bis zur Vernichtung Gottes, und von der Vernichtung Gottes bis — — —"

„Bis zum Gorilla?" wirft der andere ein.

„— — bis zur physischen Veränderung der Erde und des Menschen. Der Mensch wird Gott sein und wird sich physisch verändern." (Däm. 157.)

Das Hauptmittel, durch das Bakunin zum Ziele zu kommen hoffte, war Geheimbündelei. Als Typ eines solchen russischen Geheimbündlers aber läßt sich Netschajeff betrachten, dessen Prozeß erst begann, als die „Dämonen" im Jahre 1871 schon zum Teil erschienen waren. (Netschajeff wurde 1872 von der Schweiz ausgeliefert.) Mit Hilfe der Genossen seines Geheimbundes hatte er ein Glied desselben ermordet, das des Verrates verdächtig war. Und nun lebte er als Flüchtling in

---

[1]) Dühren: „Der Marquis de Sade". Berlin. S. 37.

[2]) Dostojewski: „Die Dämonen". München 1922, R. Piper. S. 1122. — Vgl. auch Dr. Bataille: „Le Diable" II 538 ff.

der Schweiz, wo er im Genfer „Volksgericht" als dessen Herausgeber seine Gedanken über „Pandestruktion" entwickelte (1869). Wie mußten sich jugendliche Köpfe daran und vollends an seinem Prozeß erhitzen! Dazu kam der jammervolle Fehlschlag der Pariser Kommune vom Jahre 1871, die versucht hatte, auf einem anderen Wege — dem direkten eines politischen Gewaltaktes — zum Ziele zu kommen! Es blieb nun, wie es schien, überhaupt nichts übrig als das von Bakunin-Netschajeff empfohlene Vorgehen einer planmäßigen geheimen Unterwühlung all dessen, was dem Durchdringen der Weltrevolution im Wege stand! „Fünfergruppen" bilden, wie Netschajeff es tat! Das wurde die Losung zumal der ultrarevolutionären Jugend. Geheimorganisationen also, deren Mitglieder gegebenenfalls nach dem von Netschajeff selbst gegebenen Beispiele durch ein gemeinsam begangenes Verbrechen zusammenzukitten waren. Denn von der Geheimhaltung der beteiligten Persönlichkeiten hing der ganze Erfolg ab. Auch Dostojewski läßt deshalb in seinem Roman einen Fememord geschehen. „Völlig unbekannt" müssen vor allem die Mitglieder des „Geheimen Zentralkomitees" der Weltrevolutionäre bleiben. Sie sind es, die nach einem Ausspruch eines der Mitglieder dieser obersten Leitung der Aktionen bei Dostojewski (Däm. 968) darauf hinwirken, daß „alles zusammenstürzt, das Reich wie die Moral. Übrigbleiben werden schließlich nur wir, die wir uns schon vorausbestimmt und vorbereitet haben, die Macht in die Hand zu nehmen. Die Klugen ziehen wir zu uns herüber, und auf den Dummen reiten wir." Die Fünfergruppen bilden das Rückgrat der revolutionären Organisation. Um „die Sehnsucht nach einem besseren Zustand hervorzurufen", sollen sie „unermüdlich sein, Proselyten zu machen, mit systematisch sich ausbreitender Propaganda das Ansehen der Regierung und ihrer Vertreter zu untergraben, in den Dörfern Zweifel, Zynismus, Skandale, volle Glaubenslosigkeit um jeden Preis zu verbreiten" (Däm. 864).

Daran zu zweifeln, daß solche Geheimorganisationen bestanden haben, macht schon der eine Name Netschajeff unmöglich. Eine Kirche aber, die nicht mit der Möglichkeit ihres Vorhandenseins in unseren Tagen wildester bolschewistischer Hetze gegen alles Religiöse, der kommunistischen „Zellen" und der Fememorde rechnen wollte, würde sich sträflicher Sorglosigkeit schuldig machen.

Bereits Netschajeff hatte (a. a. O.) es ausgesprochen, daß im Kampfe um den Sieg der Weltrevolution auch „Jesuitismus und Macchiavellismus" in Anwendung zu bringen sei, also bewußte Lüge und Täuschung. Und diese Gedanken in die Praxis überführend, sagt jenes Mitglied des Zentralkomitees bei Dostojewski (667 ff.): „Wir legen Feuer an. Wir verbreiten Legenden. Hierbei wird uns jede kleine räudige Gruppe, jedes Häuflein zustatten kommen. Und dann beginnt der Aufruhr! Ein Schaukeln hebt sich an und gerät in Schwung, wie die Welt es bisher nie gesehen hat! Verfinstern wird sich Rußland und weinen wird die Erde nach ihren alten Göttern. Und dann, dann bringen wir" ... den Usurpator. „Wir sagen zuerst, daß er sich verbirgt. Aber er wird kommen, er wird kommen, sagen wir. Die Legende, die wir verbreiten, wird besser sein als die der Skopzen (die mit einem legendären Buche als der einzigen göttlichen Offenbarung operierten). Er ist da — aber noch hat ihn niemand gesehen, gesehen! Haben doch die Leute von Iwan Filippowitsch (Anspielung auf den Heiland der Geißlersekte) ihren Zebaoth, den Herrn der Heerscharen, gesehen, wie er gen Himmel fuhr vor allen Menschen. Die Hauptsache ist die Legende. Und mittlerweile verbreiten wir ein paar Salomonische Aussprüche. Haben ja die Gruppen, die „Fünf"! Und die ganze Erde jauchzt auf: „Das neue gerechte Gesetz kommt zu uns!" Und das Meer gerät ins Wogen und die Schaubude stürzt."

Solche Anschauungen haben sich durchgesetzt. Die Lüge ist ein berechtigtes Kampfmittel, wo es gilt, der Welt-

revolution den Sieg zu erringen! Wie oft predigten uns das Blätter wie die spartakistische „Rote Fahne" (Berlin). Ganz Sowjetrußland stellte sich auf diesen Standpunkt.

Und wer kennt ihn nicht, diesen Kampf der bewußten Übertreibung, Entstellung, Erfindung gerade auch gegen die Religion und Kirche! Die Freunde der letzteren haben es in jüngster Zeit genugsam zu spüren bekommen, was es heißt, Gegner abwehren zu müssen, die vor Anwendung solcher Mittel nicht zurückschrecken. Und doch ist der Feind noch nicht der schlimmste, der das Banner der Gottlosigkeit offen entfaltet. Sein Schlachtruf: „Im Namen des Atheismus! Nieder mit dem Glauben!" schreckt die Schläfer auf, findet schließlich alle zur Abwehr gerüstet. Viel bedrohlicher wird die Lage, wenn der Angreifer die Verlogenheit so weit treibt, die Religion selber zum Werkzeug seiner irreligiösen, in letzter Hinsicht politischen Ziele zu machen. Die Erwähnung der Skopzen und der Geißlersekte in dem soeben wiedergegebenen Dostojewski-Zitate deutet solche Machenschaften bereits an. Noch weitere, von vielen bisher wohl kaum beachtete Perspektiven aber eröffnen Ausführungen im Vorwort zu den „Dämonen" (VII). Sie lauten: „Der Keim des Verschwörertums lag bereits in dem russischen Sektenwesen. Die kirchlich Abtrünnigen haben zuerst durch das russische Volk eine revolutionäre Stimmung getragen und religiösen Aufruhr verbreitet. Weil der Russe rechtgläubig werden wollte, wurde er altgläubig, um andersgläubig und schließlich ungläubig zu werden. In diesem Kampfe standen Beschränkte wie Besessene und standen wild bis zum Fanatismus. Das Ende der Zeiten, das 1000jährige Reich, der Antichrist auf Erden wurde von ihnen erwartet. Schon hier wird die Verbindung von Apokalypse und Nihilismus deutlich, die in allen russischen Revolutionen irgendwie wiederkehrt." Als Religionsverächter sich der Führung von Sekten bemächtigen, wohl gar selber solche gründen! Das beschwört in der Tat für die Kirche größere Ge-

fahren herauf, als sich schamlos entblößende Gottlosigkeit! Da bieten sich Möglichkeiten, Einfluß sogar über Teile des Kirchenvolkes zu gewinnen, sie — ihnen selber unbewußt — schrittweise ins Lager des völligen Unglaubens und radikalster politischer Umsturzbestrebungen zu locken. Wer ein solches Beispiel kennenlernen will, der vertiefe sich in unser kürzlich erschienenes Schriftchen: „Die Ernsten Bibelforscher als Opfer bolschewistischer Religionsspötter“[1]). Auch das Wort von der „Verbindung von Apokalypse und Weltrevolution“ wird ihm dann klarer werden.

Aber es gibt noch eine dritte Art, durch Anwendung von „Jesuitismus und Machiavellismus“ den Bestand der Kirchen zu bedrohen. Und das ist die gefährlichste von allen, weil so ehrlos, daß anständige Menschen sie von vornherein für undenkbar halten. Dieselbe besteht darin, daß ein von Haß gegen das Christentum erfüllter Geselle sich scheinbar zur Kirche bekehrt, um dann in der Verkleidung eines frommen Christen ihr so viel Schaden zuzufügen, wie nur möglich.

Diesen Weg betrat der französische Kommunistenführer und Freidenkerhäuptling Leo Taxil. Wir haben das verwegene Unternehmen dieses Mannes in all seinen wichtigeren Einzelheiten zur Warnung für jedermann ausführlich geschildert in unserm Werk: „Leo Taxils Schelmenstreiche“ (Camburg a. S. 1924/25, R. Peitz). Deshalb können wir uns hier darauf beschränken, nur Unerläßliches in Erinnerung zu bringen.

Leo Taxil galt als der schamloseste Lästerer alles Heiligen, den es in Frankreich gab, als der Schriftsteller, der insonderheit die römisch-katholische Kirche erbarmungslos, wie kein zweiter, bekämpfte. Und dieser Mann bekehrte sich eines schönen Tages im Jahre 1885 urplötzlich zur großen Freude der von ihm bisher Befehdeten. Aber er tat dies nicht etwa, um nun in stiller Zurückgezogenheit Buße für das zu tun, was

[1]) Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig 1926. N. Heinsius Nachf.

er gesündigt hatte, demütig sich anderen unterordnend und von ihnen lernend. Nein! Sofort und ohne jeden Übergang spielte er sich als Führer des extremsten Katholizismus auf. Und binnen kurzem hatte er sich im Geistesleben der Kirche eine Stellung erworben, wie sie mächtiger selten ein Laie innegehabt hat. Die Lügenschriften, mit denen er die katholische Welt überschwemmte, wurden verschlungen und in der ganzen „guten" Presse verherrlicht. Sie übten den größten Einfluß aus bis zu den höchsten Spitzen der Hierarchie hinauf, bis in die Leitung der Gesamtkirche hinein. Bischöfe zu Dutzenden schrieben dem Schwindler Glückwunsch- und Ermutigungsschreiben. Der Papst selber empfing ihn in Audienz und erteilte ihm und seinen Genossen wiederholt den apostolischen Segen. Und auf der größten Welttagung, die der Katholizismus bis dahin (September/Oktober 1896) zustande gebracht hatte, wurde er wie keiner der zahlreich anwesenden Bischöfe und Kardinäle umjubelt, ja gleich einem Heiligen gefeiert. Ein paar Monate später (April 1897) erklärte er, daß alles Schwindel gewesen sei und er die Kirche nur habe bloßstellen wollen.

Seine Riesenerfolge, die unsere wenigen Bemerkungen nur schattenhaft andeuten, nimmermehr auch nur annähernd zum Bewußtsein bringen können, erreichte der Betrüger nicht bloß durch frommes Getue und stete Betonung seiner vor keiner Zumutung zurückschreckenden katholischen „Gläubigkeit". Er hatte sie vor allem dem Umstand zu danken, daß er als Retter kirchlichen Glaubensgutes vor dem um sich greifenden Rationalismus und Modernismus auftrat. Man müsse die alte katholische „Mystik" wieder zu Ehren bringen! Von allen gälte es, den im unvergleichlichen Mittelalter mit vorbildlicher Unerschrockenheit bekannten Teufels- und Hexenglauben in seinem vollen Recht auch für das Glaubensleben der Gegenwart zu erweisen! Und das besorgte er dann, indem er Teufels- und Hexengeschichten erfand, die er selbst oder doch seine nächsten Freunde und Mitarbeiter er-

lebt haben wollten. Geschichten derart grotesk und hirnverbrannt, daß es nicht ganz leicht sein dürfte, selbst in mittelalterlichen Schriften Entsprechendes zu finden. Aber er drang durch. Niemand wagte ihm ernstlich zu widersprechen. Alle, die für katholische Mystik eingenommen waren, scharten sich um ihn und kämpften für Leo Taxil und seine „Heilige", die erdichtete Teufelsbraut Miß Diana Vaughan. Und mit einem Löwenmut und einer Erbitterung traten sie für seine erlogenen Geschichten ein, daß es damals gefährlich war, solchem Humbug gegenüber auch nur leiseste Zweifel zu äußern. Welch ungeheuren Schaden die Kirche von diesem bis in den April 1897 behaupteten Sieg der erneuten „Mystik" gehabt hat, ist bekannt. Sie hätte daran zugrunde gehen können, wenn sich nicht schließlich in ihr Männer gefunden hätten, die den Mut aufbrachten, im allgemeinen Taumel die Stimme der Vernunft zu erheben und auf Anzeichen hinzuweisen, die erkennen ließen, daß man in die Hände eines Schwindlers gefallen sei.

Wie weit dabei die Frechheit des letzteren ging, zeigt der Umstand, daß er gelegentlich den Betrogenen von seinem und seiner Genossen Treiben Schilderungen wie die folgenden entwarf: „Die zweifelsüchtigen Spötter, für die Lästerung ein Zeitvertreib ist, und die sich ein Vergnügen daraus machen, die unwahrscheinlichsten Märchen zu erfinden, zählen nach Hunderten. Unsere Zeit ist vom Aussatz der Zweifelsucht zerfressen. Man lügt zum Vergnügen und nennt das ‚witzig' sein. ... Meine Mitarbeiter machten sich über die Leserschaft lustig, für die sie schrieben: ‚Was werden wir in der nächsten Lieferung den guten Leuten wieder vorsetzen?' So fragte man sich Tag für Tag. Und man begab sich daran, die tollsten Einfälle auszuhecken. Jede Ungereimtheit wurde, sobald es sich darum handelte, Leichtgläubige aufs Glatteis zu führen, stets mit lärmenden Heiterkeitsausbrüchen aufgenommen. Ich war beim Erfinden ‚geschichtlicher' Romane zugegen, bei denen sich die Erfinder den Bauch vor Lachen hielten. Man lachte sich buchstäblich krumm, wenn wieder eine verrückte Unwahr-

scheinlichkeit ausgeheckt wurde. Und man fragte sich, wie man es anstellen müsse, damit die Leser sie ernst nähmen. Die Verfasser hatten die größte Freude darin, ihrem Publikum Bären aufzubinden und sagten lachend: ‚Nur zu! Die menschliche Dummheit ist grenzenlos!'" — Man sollte es nicht für möglich halten, daß er *nach* diesen unverschämten Geständnissen es fertig brachte, die Beschwindelung der so Verhöhnten nicht bloß weitere 10 Jahre fortzusetzen, sondern den Blödsinn darin auch noch auf das Zehnfache zu steigern. Angesichts solcher Erfahrungen könnte einem von vornherein aller Mut entsinken, Menschen, die Leuten dieser Art einmal ins Garn gingen, jemals aus deren Händen zu befreien, es sei denn, daß der Betrüger selber seinen Verehrern einen Kübel kalten Wassers über den Kopf gießt, wie es Taxil schließlich tat.

Aus dem Gesagten wird es sich dem Leser ohne weiteres aufgedrängt haben, daß *der Taxilschwindel ein Werk von Weltrevolutionären* war, die einfache Umsetzung der Bakunin-Netschajeffschen Pläne in die Tat. Überdies ist jeder Zweifel daran ausgeschlossen, daß *Taxil selber* dieser politischen Richtung angehörte. Er war Ultrarevolutionär, Geheimbündler und Atheist von reinstem Wasser, in den Tagen der Pariser Kommune und des Netschajeff-Prozesses Führer der kommunistischen Jungmannschaft in dem Genf so benachbarten Marseille. — Schon den *14jährigen Jungen* (1868) hatte die wilde Predigt des Aufruhrs, mit der damals Rochfort in seiner „Laterne" das Volk aufzuwühlen begann, zu heller Begeisterung entflammt. Und zwar gleich in dem Maße, daß er alsbald den Versuch machte, aus der Schule zu ihm, dem späteren Pariser Barrikadenerbauer, nach Belgien zu entfliehen. Er wollte sich ihm für revolutionäre Taten zur Verfügung stellen. Seinen täglichen Umgang bildeten extremste Politiker. Engster Vertrauter des Knaben war der Verschwörer Leballeur-Villier, der in Geheimbündelei schwelgte. Sonst standen ihm noch am nächsten der Atheist Royannez und der bekannte Simon Weil. Taxil selber be-

richtet, daß ihm damals von letzterem unaufhörlich der Satz eingehämmert worden sei: „Haben wir erst einmal die Kirche zerstört, dann wird sich alles andere von selber machen!“

Seltsame, verhängnisvolle Frühreife, die solche Beeinflussung bei Taxil erzielte! Wenn die Weltverschwörer viele solche Werkzeuge heranzuziehen verstehen, dann Gnade Gott uns anderen! Mit 14 Jahren bereits hatte Taxil, wie er sagt, „der Religion ewigen Haß geschworen“. Fünfzehnjährig war er der böse Geist des bischöflichen Lyzeums, das er auf Wunsch der Eltern besuchte, die Seele des Widerstandes gegen die aus Geistlichen bestehende Lehrerschaft. Er leitete eine Schülerrevolte, die tagelang jeden Unterricht unmöglich machte. Ja, in einem ultraroten Blatte veröffentlichte er mit voller Namensunterschrift eine flammende Anklageschrift gegen den Direktor der Anstalt. Und diese wurde dann von seinen Mitschülern in allen Klassenzimmern zum Anschlag gebracht. Ausschließung aus der Schule war die selbstverständliche Folge. Die Eltern wünschten, daß er seiner Bildung an einem anderen Gymnasium einen gewissen Abschluß gebe. Dem widersetzte sich seine nach völliger Ungebundenheit dürstende Vagabundennatur. Erst 15jährig, verließ er das Elternhaus und trieb sich in der Welt herum, ein „Galgenstrick“, wie es in ganz Marseille keinen zweiten gab. So sagt er selber. In allen Verschwörerzusammenkünften und bei Aufruhrakten gebärdete er sich so wild wie kein anderer. Vor seinen blutrünstigen Zeitungsartikeln erschraken die Schriftleitungen selbst der rötesten Blätter. Dabei war er federgewandt, sprühend von französischem „Esprit“, schlagfertig und durch nichts und niemand in Verlegenheit zu bringen, weil er zu schauspielern verstand und so fix im Lügen war, daß er jeden in die Tasche steckte, mit dem er zu tun bekam. Im täglichen Verkehr zeigte sich Taxil als das, was man einen „lustigen Bruder“ nennt. Er war stets zu allerlei tollen Possen geneigt. Mit siebzehn Jahren

finden wir ihn bereits als Herausgeber kommunistischer Witzblätter, später auch anderer Zeitschriften. Die verbreitetste derselben trug am Kopf seinen Wahlspruch als Motto: „Tuons-les par le rire!", d. h.: „Machen wir sie so lächerlich, daß sie daran zugrunde gehen!" [1]). Da haben wir vor uns den Typ jener Art Menschen, vor denen wir uns am allermeisten hüten müssen!

Von *seinen Spießgesellen* kennt man teilweise die Namen. Andere lassen sich erraten, weil das religiöse, kulturelle und politische Leben verwirrende Aktionen, die von ihnen ausgingen, durch ihre Ähnlichkeit mit der Taxils auf gemeinsamen Ursprung deuten. Näheres im Taxilbuch.

Die *eigentlichen Leiter des Ganzen* freilich hielten sich, wie es scheint, als eine Art „geheimes Zentralkommitee für geistige Weltrevolutionierung" im Hintergrund. Es waren und *sind* zweifellos auserlesene Vorkämpfer der atheistisch-revolutionären Gedankenwelt. Ihre Persönlichkeiten festzustellen hält schwer. Denn revolutionäre Führer verraten sich gegenseitig nicht, auch wenn sie leichtlebiges Literatenvolk und im Privatleben fidele Brüder sind. Von dem Treiben der ausgelassenen Schar bei ihren geselligen Zusammenkünften haben wir in den „Schelmenstreichen" (III 161 f.) ein Bild zu entwerfen gesucht. Sie dürfte identisch sein mit jener „*lustigen Gesellschaft eines (Pariser) Künstlerbanketts*", von dem in einem Buche die Rede ist, das Gustav Meyrink herausgegeben hat. Es heißt da [2]), daß dort ein Mann zu verkehren pflegte, der uns als ein Taxil vor Taxil erscheint, als Hauptvertreter der älteren Generation von Literaten, die die Bakunin-Netschajeffsche Losung auf religiösem Gebiete befolgte. Wir meinen den früheren katholischen Abbé Louis Constant. Er hatte sich hierin fast für den ganzen Taxilkreis beispielgebend — einen phantastischen Schriftsteller

[1]) Siehe L. Taxil: „Bekenntnisse". Freiburg i. Sch. 1888. S. 34, 59, 77.

[2]) „Eliphas Levi". Rikola Verl., Wien, Berlin usw. 1922. S. 176

namen beigelegt und nannte sich: Eliphas Levi-Zahed, der Magier. Auch liebte er es, damit an Péladan und andere erinnernd, in einem pompösen Zauberergewand einherzugehen. Seine magisch-mystischen Schriften zeigen eine frappante Ähnlichkeit mit denen von Taxil und Genossen. An allen Ecken und Enden lugt darin der Schalk hinter feierlich ernsten Worten hervor. Sie erscheinen geradezu als das Vorbild jener. Und das Auffallendste: Überall fast, wo ein Buch, wenn auch noch so entfernt, der Beziehungen zum Taxilkreise verdächtig erscheint, begegnet uns in ihm nicht bloß Eliphas Levisches Geistesgut, sondern auch dessen Name. Bemerken wir noch, daß auch Levi, wie fast alle Genossen Taxils, schließlich eine Scheinbekehrung zum Katholizismus vollzog.

In diesem Kreis dürfte Taxil, als er zuerst im September/Oktober 1878 nach Paris kam, die entscheidenden Anregungen zur Inangriffnahme seiner großen Aktion gegen den Katholizismus empfangen haben, die er dann mit einer Übersiedlung dahin am 1. Januar 1879 begann. Hier wird auch er seine Erquickungsstunden zugebracht haben, wenn er sich unter Katholiken müde gefrömmelt hatte. Und hier traf er wohl die geistigen Kapazitäten, die jungen Leuten einen Rückenhalt zu bieten vermochten, denen „Großes" anvertraut war. Als solcher Mitarbeit besonders verdächtig nannten wir im Taxilbuch: den „katholischen" Romanschriftsteller J. K. Huysmans, ferner Péladan, den „Zaren", und das kommunistische Mitglied der französischen Akademie Anatole France.

Wie leider Gottes beinahe alle Welt, so wird der geneigte Leser kaum eine Ahnung gehabt haben von der alten Geschichte, aus der soeben ein paar Brocken zum besten gegeben wurden. Um so nachsichtiger dürfte er mit uns sein, wenn wir ihm gestehen, daß wir noch ganz vor kurzem von nachfolgender neuer Geschichte auch so gut wie nichts wußten.

Es war wenige Jahre, nachdem die Taxilsche „Glaubensrettungsaktion" unter ungeheuerem Gekrache in die Luft ge-

flogen war. Da sollte der evangelischen Sache im fernen Asien in Gestalt eines damals erst 15jährigen Hindu ein Führer erstehen, der nach Überzeugung nicht weniger von Gott dazu berufen war, ihr in den Geisteskämpfen der Gegenwart unschätzbare Dienste zu tun.

Was machen doch manchem, der mehr auf den Buchstaben als auf die Seele der Heiligen Schrift zu sehen gewohnt ist, die biblischen Wundererzählungen für sauere Mühe! Und nun trat einer auf, der war so kindlich und ursprünglich in seinem Gemüt, daß er es gar nicht verstand, wie einer gerade hierin auch nur geringste Schwierigkeiten empfinden könne! Und nicht bloß das! Nein! Er selber erlebte Wunder, Wunder in einer Massenhaftigkeit, daß man das Gefühl hatte, er überträfe hierin alle, von denen Altes und Neues Testament zusammen berichten. Und groß waren dieselben! So groß, daß im Vergleich zu ihnen biblische Wunder zuweilen geradezu den Eindruck der Ärmlichkeit machen. Viele bedrängte Gemüter, die äußere Stützen brauchten, um ihres Christentums ganz froh werden zu können, hörten jubelnd die Kunde vom Auftreten dieses asiatischen „Retters der biblischen Wunderberichte", des unvergleichlichen — — Sadhu Sundar Singh!

Man wird es bei einem, der sich so viel mit den dunklen Hintergründen unserer modernen Kulturentwickelung beschäftigt hat, wie wir, begreiflich finden, daß die Kunde von dem „Retter der biblischen Wunderberichte" in ihm sofort die Erinnerung weckte an den berüchtigten „Retter des katholischen Teufels- und Hexenglaubens". Zwar sollte der neue evangelische „Mystiker" eine Seele von einem Menschen sein, so unschuldsvoll und so rein, daß einer seiner Hauptlehrsätze lautete, es gäbe überhaupt nichts Böses auf der Welt: „Ich glaube, daß alles gut ist!" (Hs. 186)[1]). Aber gerade das

[1]) Siehe Hs. 186: „Ja selbst der urchristliche Gedanke, daß diese Welt von Satan und seinem dämonischen Heerbann beherrscht sei, liegt Sundar fern. Er ist ein kindlicher Optimist" usw. (!!)

machte stutzig. Und so begaben wir uns daran, zu prüfen, ob denn der Prophet solch allgemeiner Gutheit selber gut sei und, was er uns da bietet, gut nicht bloß für seine Zwecke, sondern auch für uns. Sagen wir es gleich von vornherein, daß wir zu dem Ergebnis kamen, der evangelische Prophet sei nicht viel besser, als sein katholischer Kollege war. Auch andere davon zu überzeugen, ist die Bestimmung der folgenden Blätter.

Das Studium seiner Lebensgeschichte ergibt, daß Sundar Singh ein Inder ist aus dem kriegerischen Stamme der Sikh, von unsern Soldaten gefürchtet wegen ihrer Geschicklichkeit im Köpfeabhauen. Geboren wurde er am 3. September 1889 im Dorfe Rampur (Staat Patalia, Pentschab). Er schildert seinen Vater als einen der reichsten und angesehensten Grundbesitzer weit und breit. Doch „übertreibt er da stark", sagt P. Hosten (Pf. 59). Und der urteilt noch zu milde (s. später!). Die Familie des Knaben war heidnisch, fanatisch heidnisch und ausgesprochen christenfeindlich dazu. Und alle übertraf hierin schon bald der junge Sundar. Bloß daß er mehr gottlos als Heide war, denn in seinem gleich nachher zu erwähnenden ersten christlichen „Gebet" tritt er vor uns als Atheist. Vielleicht daß er sehr jung in nihilistische Gesellschaft geriet, wie einst Leo Taxil. So würde sich wenigstens sein damaliges Gebaren am natürlichsten erklären. Denn für solcher Art Verführung schien er geradezu vorausbestimmt. Ihren Charakteranlagen nach gleichen sich nämlich, 14—15jährig, Sundar und Taxil in allem. Aber auch in allem in einer Weise, wie man es bei zwei verschiedenen Menschen kaum für möglich halten sollte. Sie hätten Zwillingsbrüder sein können. „Ich haßte Jesus", so lautete Sundars Jugendbekenntnis in überraschendem Einklang mit dem Taxils (Hs. 30). Und seine Biographin fügt hinzu: „Schon der bloße Name Christus füllte sein Herz mit bitterem Groll" (P. 19).

Trotzdem besuchte er, mangels anderer bequemer Gelegenheit, die evangelische Missionsschule seines Heimatortes. Hier

wurde in täglichen Bibelunterweisungen die Grundlage gelegt zu seiner Kenntnis der biblischen Gedankenwelt, geradeso wie in der Schule der Priester und Jesuiten die der katholischen bei Leo Taxil. Wie letzterer war auch Sundar der böse Geist der Schule. Er stellte sich an die Spitze eines christenfeindlichen Schülervereins. Ja, mit fünfzehn Jahren griff er, wie Taxil, zur Feder, um gegen die christliche Religion zu schreiben (S. „Sundar Singhs Reden und Gleichnisse." Kanarische Mission, Zürich, S. 12). Sein Haß steigerte sich bis zum Paroxismus: „Wo ich Gelegenheit fand", so erzählt er (St. 12), „zerriß ich die Bibel und warf sie ins Feuer. In Gegenwart meines Vaters zerschnitt ich sie und andere christliche Bücher. Ich spie auf sie, begoß sie mit Petroleum und verbrannte sie." Seine Lehrer, die Missionare, verabscheute Sundar dermaßen, daß er einmal eine ganze Stunde Waschungen vornahm, als ihn der Schatten eines derselben streifte (Sch. 19). „Predigern und andern Christen pflegte ich zu widersprechen und sie zu verfolgen. Wenn ich in einer Stadt ausging, veranlaßte ich die Leute, mit Steinen nach ihnen zu werfen" (St. 12; Pf. 61). Auf Missionare „warf ich Steine und Dünger und befahl den Dienern des Hauses, dasselbe zu tun" (Hs. 23, 4. Aufl.). Dabei beseelte den Jungen ein ebenso übermütiger Spöttergeist wie Leo Taxil. „Er war eine fröhliche, vergnügte Natur und stets aufgelegt zu allerlei Possen", heißt es bei Schaerer (15). Wie wenig harmlos aber diese „Possen" sein konnten, zeigt Sundars eigene Mitteilung, daß er nach vorübergehender Abwesenheit in die Missionsschule zurückgekehrt sei mit dem Vorsatz, die Religionsstunde hinfort nur als Sport zu betrachten, unmöglichste Fragen zu stellen, witzige Antworten zu geben und diese Sekte (die Christen) recht lächerlich zu machen (St. 17). Erstaunlich nur, daß die verhöhnten Lehrer das mit ihnen getriebene schändliche Spiel nicht durchschaut zu haben scheinen[1]). Denn wie hätten sie

[1]) Dabei zerriß und zertrat er Bibelstücke und spie auf sie sogar in Gegenwart des Lehrers, wie Zahir schreibt! (Pf. 60f.)

sonst — insbesondere der Mitbegründer der Schule Wherry, der Sundar persönlich allerdings erst in Ludhiana (1905) kennen lernte — seinem Charakter als Schüler das uneingeschränkte Lob erteilen können, das Heiler abdruckt? (H. 25). Sundar muß, hiernach zu schließen, bei allem Haß und aller Spottlust, die er in sich trug, sich auch auf die Verstellungskunst in ähnlicher Weise verstanden haben wie Leo Taxil. Um die Ähnlichkeit noch vollkommen zu machen, teilte er mit ihm eine ausgesprochene Abneigung gegen Teilnahme an einem geordneten Schulbetrieb, später auch gegen jede geregelte Amtstätigkeit, sowie den ausgeprägten Hang zum Vagabundentum, allerdings — wie er wenigstens versichert — einem „heiligen" Vagabundentum.

Dieses Charakterbild des jugendlichen „Glaubensretters", das auf Grund eigener Angaben Sundars zusammengestellt ist, weckt nicht viel Vertrauen. Wie konnte bloß aus einem so ausgesprochen bösartigen Knaben ein so exemplarischer Christ werden? So fragt man sich. Im allgemeinen pflegt die Charakterbildung eines Menschen abgeschlossen zu sein, wenn er 15 Jahre alt ist. — Ja, wenn noch Sundar ein zweiter Taxil geworden wäre! Das hätte jeder verstanden. Aber ein evangelischer „Heiliger"! — der? Gewiß hat auch Paulus einst die Christenheit heftig verfolgt. Jedoch aus Atheismus (Gottlosigkeit) tat er's nicht. Und nur Wahnsinnige könnten auf den Gedanken kommen, der große Heidenapostel sei von Natur ein boshafter Spötter gewesen, der eine hämische Freude daran hatte, was andern heilig ist, lächerlich zu machen, wie es Taxil zeitlebens tat und Sundar wenigstens, als er jung war.

Vielleicht aber löst der Ernst von Sundars inneren und äußeren Erfahrungen in etwas das schwere Rätsel? Man möchte seine Bekehrungsgeschichte kennenlernen, ob sie auch recht tief aus dem Innersten geschöpft und überzeugend ist. Denn wo Dinge, wie die innere Umkehr, in Frage kommen, die der Gottlose überhaupt nicht nachempfinden kann, ist's für den bloß Schauspielenden nicht leicht, erfahrenen

Christen einen sie wirklich befriedigenden Aufschluß zu geben. Taxil und Genossen wenigstens haben das in ihren Bekehrungsgeschichten nie recht fertig gebracht. An der Masse fehlt's nicht. „Bekehrt" haben sich diese Schwindler ja so ziemlich alle. Das gehörte so zum Handwerk. Aber es ging dann eben auch Hals über Kopf: heute Erzspötter und morgen ein Musterchrist — auf dem Papiere! Und nun gar die Begründung! So äußerlich wie möglich und überdies immer mit einem starken Einschlag von Spott. Man hat dabei das Gefühl, als packe den Gottlosen, wenn er auf diesen ernstesten aller Vorgänge im Seelenleben zu sprechen kommt, eine dämonische Macht mit Übergewalt und zwinge ihn, durch ulkenden Übermut zu verraten, wes Geistes Kind er ist.

Nur wenige Beispiele! Taxil selber behauptete „bekehrt" zu sein durch das Eingreifen der Jungfrau von Orleans. Und zwar dankte er diese „überirdische" Hilfe dem Umstand, daß er ein so schamloser Fälscher war! Er wollte nämlich nicht zugeben, daß sie eine Heilige sei. Deshalb strich er aus den Akten ihres Prozesses all die Stellen heraus, wo von Visionen die Rede ist, die sie gehabt, und von geheimnisvollen Stimmen, die sie gehört haben will. Mitten im besten Fälschen hört er mit einem Male selber eine überirdische Stimme, die ihm erklärt, daß alles wahr und sie tatsächlich eine Heilige sei. Da fing er an zu schluchzen und war umgewandelt in einem Augenblick.

Der Romanschriftsteller Huysmans seinerseits, Taxils geistiger Pionier und getreuer Adjutant, geriet eines Tages in furchtbare Angst, der große Zauberer Simon von Guaita würde ihn aus der Ferne „totheren". Da flüchtete er in den Schoß der heiligen Kirche und fühlte sich geborgen. — Über den „gnostischen Patriarchen" Doinel kam in der Sylvesternacht „unter Mithilfe der Jungfrau von Orleans" eine plötzliche „Illuminiation", in der er sich auf den Weg nach Rom machte. Auf Paul Rosen, als Israeliten, übte, wie es scheint, der kostbare Rosenkranz, „unter Brüdern mehrere

tausend Franken wert", unwiderstehliche Anziehungskraft aus, den ihm nach seiner Behauptung der Papst „zum Andenken" verehrte, als er ihn persönlich taufte. Er hat das Kunstwerk — taktlos genug — noch am selben Tage an eine rumänische Prinzessin weiterverkauft. — Professor Margiotta, ewig geldbedürftig, hoffte, als Katholik die Hand der unmenschlich reichen Hexe Diana Vaughan leichter zu gewinnen, die kürzlich katholisch geworden war. Sol. Av. Zola, der „Großmeister des Freimaurerordens von Memphis und Misraim", kehrte zum alleinseligmachenden Glauben zurück, weil ihm die Heilige Jungfrau des Nachts erschien, um seinen dreifach gebrochenen und fürchterlich geschwollenen Fuß, kurz vor seinem wahrscheinlichen Tode, in einem Augenblick vollständig zu heilen. Es hatte dazu seinerseits nur des einzigen „Gebetes" bedurft, des er sich aus der Jugendzeit zu entsinnen vermochte, nämlich „Pax vobiscum!", d. h. „Friede sei mit euch!" Miß Vaughan endlich war auf der Durchreise durch Orleans als begeisterte Halbfranzösin im Schlafzimmer der „edlen französischen Jungfrau" auf „ein" Knie niedergesunken, eine Ehrenbezeugung, die sie sonst nur ihrem „Gott", dem Teufel, zu erweisen pflegte. Am Nachmittag macht die junge Dame eine Landpartie. Sie überschreitet gerade eine Wiese. Mit einem Male bemerkt sie vor sich zwischen zwei Bäumen einen ganz merkwürdigen Lichtkleck. Sie zerbricht sich den Kopf, was sie daraus machen soll. Da spaltet sich auch schon das Ding. Und mitten darin, „wie ein Himmelsgeist in einer Lichtnische" erscheint eine Gestalt, „klein, aber stämmig". An der Kriegsrüstung erkennt sie sofort die Jungfrau, der sie heute morgen in so ergreifender Weise huldigte. Nachdem ihr Jeanne d'Arc etwas vorgeweint, kommt es zum Krach zwischen Miß und ihrem Bräutigam, dem Teufel Asmodäus. Die Folge war: sie wurde katholisch. — Das ist eine Reihe ebenso plötzlicher wie wunderbarer „Bekehrungen", mit denen die ausgelassene nihilistische Spötterbande von Paris ihre Opfer narrte.

Und nun zu Sundar Singhs eigener Bekehrung! Auch sie erfolgte bemerkenswerterweise — durch ein Wunder! Das ist schade. Denn es schaltet seelische Vermittlung nach Taxilscher Weise von vornherein in der Hauptsache aus. Und sie erfolgte mit verblüffender Plötzlichkeit. Das stellt sie mitten hinein in die Reihe Taxilscher Scheinbekehrungen. Sie erfolgte auf Anlaß eines von Sundar gefaßten verbrecherischen Entschlusses. Das ist unwürdig und vollkommen unglaubwürdig. Sie ahmt die Bekehrung des Apostels Paulus nach. Das läßt befürchten, daß es sich um die im Taxilschwindel übliche Verhöhnung ernstester Dinge handelt. Schließlich fehlt es dabei nicht an grotesken Zügen. Das verstärkt den Beweis, daß sie denselben oder ähnlichen Spötterkreisen ihre Erdichtung verdankt, deren Treiben uns bekannt ist.

Erzählen wir nun unter scharfer Hervorhebung des Verdächtigen!

Sundar Singh bahnte sich den Weg zur Gnade Gottes zwar nicht wie Taxil dadurch, daß er seine Irreligiosität durch Fälschertätigkeit, aber dadurch, daß er sie durch einen Selbstmordentschluß bewies. Am 16. Dezember 1904 war er noch immer der alte antichristliche Unhold. Wieder einmal tat er sich mit Bibelverbrennen eine Güte. Als sein Vater ihn fragte: Warum dies?, gab er zur Antwort: „Die Religion des Abendlandes ist falsch. Wir müssen sie vernichten!" (Hs. 24, 4. Aufl.) Aber jene „beständige Heiterkeit des Gemütes" und „unablässige Freude" wollte sich nicht einstellen, in der sich auch Taxil, wie er sagt (Sch. St. III 130), so „unendlich glücklich fühlte", seit er begann, die Katholiken planmäßig zu beschwindeln. Am Tage darauf entschloß sich Sundar Singh, sie sich zu ertrotzen. Heute nacht 5 Uhr (18. Dezember 1904) würde der Schnellzug am Elternhause vorüberbrausen. Unwiderruflich wollte er sich vor ihm auf die Schienen werfen, wenn nicht bis dahin die Wendung eintrat!

Als braver Sohn machte er zunächst seinem Vater Meldung

von diesem Entschlusse, ohne daß der Alte sich dadurch die so dringend erforderliche Nachtruhe stören ließ. Auch Sundar selber schlief den Schlaf des Gerechten. Um 3 Uhr aber stand er auf und nahm vorerst ein kaltes Bad. Dann ging's sofort ans „Beten". Sein „Gebet" war von der Huysmanschen Art (Sch. St. III 157). Es lautete: „O Gott, wenn es einen Gott gibt, wolle er mir den rechten Weg weisen, sonst — werde ich mich töten!" Es verging noch eine gute Stunde, während der Sundar unausgesetzt „betete". Dann aber sollte ihm etwas geschehen, das sich hinter den bei Bekehrung von Freunden Taxils üblichen „Wundern" wahrlich nicht zu verstecken braucht.

Gegen ½5 Uhr wird es um ihn hell. Selbstverständlich ist sich Sundar über den Grund dieser Helligkeit zunächst ebenso im unklaren wie weiland Miß Vaughan auf ihrer Wiese. Er denkt: Vielleicht brennt's? Läuft ans Fenster. Guckt ins Nebenzimmer. — Nichts! Was das nur war? Ha! Sollte das etwa gar die erwartete Erhörung sein? „Betend" schaut er ins Licht. Und da gewahrt er auch schon mitten darin „die Erscheinung des Herrn Jesus Christus, in Liebe und Herrlichkeit verklärt"! Es konnte gar kein Zweifel obwalten. Denn der Heiland, der einen halben Meter über der Erde schwebte (Hs. 75), hielt beide Hände in die Höhe, damit der ihn bedrängende Hindu die Wundmale besser sehen könne (Pf. 65). Die Sache hatte also ihre Richtigkeit. „Wenn es die Verkörperung irgendeines Hindugottes gewesen wäre," bemerkt sehr überlegsam Sundar, „so hätte ich mich vor ihm niedergeworfen. Aber es war der Herr Jesus Christus! Ich hörte eine Stimme sagen: „Wie lange wirst du mich verfolgen? Ich bin gekommen, dich zu erlösen. Du erflehtest den rechten Weg. Warum gehst du ihn nicht?" Selbstverständlich fällt Sundar nun doch vor der Erscheinung nieder und entschließt sich auf der Stelle, „den rechten Weg" zu gehen. Und da hatte er auch schon „den wundervollen Frieden, den er sonst nirgends zu erlangen vermochte". „Im Nu

war sein Innerstes umgewandelt. Er fühlte, wie Christus ihn gleich einem göttlichen Strom ganz und gar durchdrang" (Hs. 26, 4. Aufl.).

Unsere Leser dürften etwas verblüfft gewesen sein über die Unterbrechung der Handlung durch die tiefsinnige Bemerkung des sonst so sehr zu heiteren Scherzen aufgelegten Knaben über die Form der Ehrfurchtbezeugung vor Hindugöttern. Aber wie sehr solche Erwägungen bedeutenden Bekehrten der etwas moderneren Zeiten in wichtigsten Augenblicken ihres Lebens naheliegen, bezeugt das Beispiel Fräulein Vaughans. Sie hatte nämlich noch eine zweite „Erscheinung", bei der ihr sofort das gleiche Bedenken gegen ein Niederfallen kam, wie unserm jungen Hindu. Und das war in jener unvergeßlichen Stunde, wo ihr damaliger „Gott", nämlich der Teufel, sie — wie sie sich Sundargleich ausdrückt — einer „Erscheinung in Herrlichkeit" würdigte (Sch. St. III 44).

Dabei mußte sie auch noch die für sie tiefschmerzliche Erfahrung machen, daß ihr Freund, der „berühmte Orientalist Le Chartier", das ihr so teuere „religiöse Erlebnis" auf „Autosuggestion" zurückführte! Der zarte Organismus des Mädchens sei durch Entziehung von Nahrung (*Fasten*) geschwächt und „ihr Zerebralsystem durch Trinken eines Aufgusses von *Hanfsamen*, der die narkotischen und aufheiternden Wirkungen des Haschisch ausübte, gestört" gewesen! Ihre subjektive Wahrhaftigkeit in Ehren, aber — —

Das ist — wie seltsam! — genau dieselbe wissenschaftliche Fragestellung, durch die unsere heutige Religionsforschung des Problems der subjektiven und objektiven Wahrhaftigkeit bei dem von so wenigen verstandenen Sundar Singh Herr zu werden sich bemüht!

Triumphierend konnte damals das gekränkte Fräulein ihren Kritiker darauf hinweisen, daß sie Blutwurst gegessen habe, und wenn sie auch beim Gehen schwankte, doch *keineswegs betrunken* gewesen sei. Was ferner den Haschisch anlange, so werde dieser aus dem *Saft* der Hanfpflanze und nicht,

wie das von ihr genossene Getränk, aus Hanfsamen hergestellt. Dieser sei in weiten Gebieten Rußlands geradezu Volksernährungsmittel. Welcher vernünftige Mensch werde deshalb behaupten, die gesamte dortige Bevölkerung unterliege „Halluzinationen"!

Nicht minder siegreich schlägt Sundar Singh ähnliche Erklärungsversuche zurück. Hatte doch Canon Sandys (sicherlich als Opfer eines Spottvogels!) bemerkt, auch Sundars Geisteszustand habe durch Fasten und durch den Genuß von Canabis indica (indischen Hanf) „einen psychopathischen Einschlag erhalten" (Pf. 251). Das heißt doch auf gut deutsch: auch der arme Junge sei „in seinem Zerebralsystem gestört" gewesen! Und das auffallenderweise genau aus den gleichen Ursachen wie Fräulein Vaughan: Fasten und Hanfsamen! Sundar hätte demgegenüber einfach auf Bd. III S. 50 unserer „Schelmenstreiche Leo Taxils" verweisen können, wo die durchaus erschöpfende Antwort der Teufelsmiß auf diese „wissenschaftlichen" Einwände zu finden ist. Er tut es nicht. Ganz schlicht und würdig lautet seine Erwiderung: Täuschung sei ausgeschlossen. „Ich war ganz nüchtern und wach nach dem kalten Bade" (Hs. 75; vgl. St. 14). Mit Befriedigung konstatieren wir, daß weder Miß noch Sundar Singh damals betrunken waren, und hätten bloß noch gern gewußt, wie er sich zu der wichtigen Hanfsamenfrage stellt.[1])

Kaum war Christus an jenem Morgen aus Rampur wieder fort, so rannte auch schon der hochbegnadete Junge zu seinem Vater, rüttelte ihn aus dem Schlaf und teilte ihm mit, daß er soeben Christ geworden sei. Seltsamerweise wunderte der sich weniger über diese Neuigkeit, als darüber, daß sein Sohn noch lebe. Er scheint sogar etwas enttäuscht gewesen zu sein, da ihm Sundar doch gesagt hatte, er wolle sich heute morgen

[1]) Bezeichnenderweise „erinnert sich" Sundar nicht, Pauls Damaskusgeschichte schon vor seiner „Bekehrungs"stunde am 18. Dezember 1904 gekannt zu haben! (Hs. 28. 4. Aufl.) Das macht diese „Bekehrung" Sundars noch wunderbarer und beweist zugleich seine Lügenhaftigkeit.

überfahren lassen. Daß der Taugenichts so rasch und gründlich ein neuer Mensch geworden sei (Hs. 29), wollte dem Mann gar nicht in den Kopf. Da kam ihm noch rechtzeitig das Wort jenes Hinduheiligen in Erinnerung, der unlängst an ihre Tür klopfte. Es lautete: „Dieser Knabe wird einmal Großes leisten, oder — den Verstand verlieren." Er sah nunmehr in Sundars „Bekehrung" die Erfüllung der Verheißung. Aber nach der Seite des Verrücktwerdens hin. Der rührende Alte ahnte ja gar nicht, wie „Großes" sein Sohn noch leisten sollte!

Nachdem so einmal zwischen Sundar und den überirdischen Mächten das Eis gebrochen war, ging es Schlag auf Schlag. Auf die wunderbare Bekehrung folgte eine feierliche Berufung — durchaus nach dem vom Apostel Paulus (Gal. 1, 15) aufgestellten Schema. Nach mehrtägigem Gebete um Verzeihung wegen der Bibelverbrennungen empfing er nämlich direkt vom Herrn die trostreiche Versicherung: „Du warst geistig blind. Jetzt habe ich dir die Augen geöffnet. Nun gehe hin und zeuge von mir!" (Hs. 31).

Die Versuchungsgeschichte Christi erlebte Sundar frei nach Matth. 4, Luther auf dem Reichstage zu Worms und Gerocks „Palmblättern". Er hatte einen steinreichen Onkel. Der ist längst tot. Aber keine Macht der Erde wäre imstande, ihm den Namen dieses Mannes zu entlocken (weil sich dann herausstellen würde, daß es ihn gar nicht gab). Der lud ihn eines Tages in sein „Schloß" (vgl. des stets in Geldklemme befindlichen „Professors" Margiotta kalabrisches „Palais" seiner Väter, für dessen Reparatur Miß Daughan 100 000 Francs borgen sollte, was sie aber nicht tat). Er zeigte Sundar dessen Pracht und Herrlichkeit. Dann aber führt er ihn in ein tiefes, finsteres Gewölbe und schloß die schwere Tür sorgfältig hinter sich zu. Der Junge war des Todes erschrocken. Er glaubte schon sein letztes Stündlein gekommen. Wie so viele (allerdings unbekannte) heilige Märtyrer Indiens vor ihm würde er für immer im finsteren Verließe verschwinden. Doch nicht die Spur! Der Alte holt vielmehr

seinen Schlüsselbund hervor und öffnet eine mächtige Truhe. Als der Deckel aufspringt, sieht Sundar vor sich „aufgehäufte Reichtümer, dergleichen er sich nie auch nur im Traume hatte träumen lassen, Banknoten zusammengebunden, Rollen gemünzten Goldes, dazu Kleinodien von unschätzbarem Werte". Der „Onkel" aber legt ihm als „Zeichen tiefster Unterwürfigkeit seinen Turban zu Füßen", und fleht ihn an: „Ich beschwöre dich, laß mich keine Fehlbitte tun. Dies alles ist dein, wenn du nicht Christ wirst!" Etwas unhöflich zwar, doch in voller Erfassung des weltgeschichtlich bedeutungsvollen Moments erwiderte der Knabe: „Hebe dich weg von mir Satan! Ich kann nicht anders! Ich bin ein Christ!"

Auch mit dem 12jährigen Jesusknaben im Tempel trat Sundar in Wettbewerb. Der erhabene Fürst seines Volkes, der Maharadscha in eigenster Person, hatte ein „Durbar", eine feierliche Staatsversammlung, einberufen, um das Elend und den Jammer von seinem Volke abzuwenden, eine solche Perle von Menschen, wie den kleinen Sundar, an die Christenheit zu verlieren. Da stand nun der Knabe mitten unter all den hohen Herren. Jeder Blick auf ihn gerichtet. Der Fürst persönlich aber hielt ihm eine wundervolle Rede. Er stellte ihm — den 15jährigen! — die höchsten Staats- und Ehrenämter in Aussicht usw. Doch es ward ihm zur Stunde gegeben, wie oder was er reden sollte. Und alle wunderten sich über die ungezwungene und freie Art, in der er antwortete, und über die Geschicklichkeit, mit der ihre Gründe aufgriff und zurückwies (Hs. 33; P. 27).

In den auf die „Bekehrung" folgenden Monaten gab es im Elternhause und sonst (wenn man's glauben will) schrecklich viel auszuhalten für den Jungbekehrten. Alles hackte auf ihn ein. „Der eigene Bruder wurde sein grimmigster Feind." Er, der die edle Seele des Knaben doch kennen mußte, „dichtete ihm allerlei Gemeinheiten an" (Hs. 24). Und „Tag für Tag erduldete Sundar schwere Verfolgungen von seiner Hand" (P. 25). Auch andere beteiligten sich an diesen Quälereien. So

besonders ein fanatischer Muhamedaner Rahmat Ulla. Als der ihn unter einem Baume antraf, wo er in seinem Neuen Testamente las — „schluchzend" über dessen Inhalt —, entriß er es ihm und schleuderte es fort. Wenige Tage darauf hatte der Unhold richtig die Cholera am Halse! Edelmütig besuchte ihn Sundar. Da gestand ihm „Ulla" mit angstvollen Augen: „Unentrinnbar sehe ich vor mir die Hölle und ihre Qual. Aber droben den Einen, der allein retten kann, deinen großen Meister, Sundar! Wohl dir, du bist gerettet! Meine unheiligen Lippen aber dürfen seinen heiligen Namen nicht nennen!" Und Rahmat Ulla starb noch am selbigen Tage (Sch. 26). — Selbstverständlich wandte sich nun auch die Wut der bisherigen Genossen seiner schlimmen Streiche in der Missionsschule gegen ihn. Wie über Taxil einst in der Garibaldi-Gruppe der antiklerikalen Liga (Sch. St. I 24) hagelten auf sein Haupt Schmähreden herab. „Meineidiger! Abtrünniger! Betrüger! Gauner!" So klang es. Und man kann nicht sagen, wer von beiden der Demütigere war, als es galt, solche Schmach zu erleiden.

So stellte Sundar Singhs Tugend — solch handgreiflich erlogenen Berichten zu glauben — schon zur Zeit, wo er noch ungetauft, also noch gar kein richtiger Christ war, den Apostel Paulus weit und Christus selber beinahe in Schatten. Und nur eines nimmt wunder: daß er es nach seiner „Bekehrung" so wenig eilig hatte, sich durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft Christi aufnehmen zu lassen. In diesem Falle eiferte er einmal zur Abwechselung nicht dem Beispiele des großen Völkerapostels, sondern dem des arglistigen Spötters Leo Taxil nach. Dieser wollte nämlich eigentlich gleich am nächsten Morgen nach seiner Bekehrung seine Versöhnung mit der Kirche in der heiligen Beichte vollziehen. Aber er kam nicht dazu. Denn erstens mußte er aus etwas unklaren Gründen zunächst noch sein pfaffenfresserisches Hetzorgan weiter herausgeben und als Generalsekretär die Geschäfte der religionsfeindlichen „Antiklerikalen Liga" führen. Dann aber

stand in Rom die große Welttagung der Freidenker bevor, die er selber vorbereitet hatte, und die womöglich ins Wasser gefallen wäre, hätte er nicht an ihr teilgenommen. Ähnliche „Hindernisse" kamen hinzu, so daß fünf Monate vergingen, ehe er Zeit fand, seinen Entschluß auszuführen. — Bei Sundar währte es sogar noch länger, nämlich neun Monate, bis für ihn der große Tag kam, das Sakrament der Taufe zu empfangen. Gründe dafür anzugeben fiel ihm nicht minder leicht als Taxil. Aber sie wirken wenig überzeugend. Hätte ihm ernstlich an der Taufe gelegen, so würde sich wohl ein Weg dazu haben finden lassen. Von der vollzogenen Tatsache machten seine Angehörigen jedenfalls kein besonderes Wesen. Es ist nicht bekannt, daß sich das Verhältnis beider Teile dadurch irgendwie verschlechtert hätte. Im Gegenteil! — Aus dem Hause gejagt wurde Sundar nicht etwa ihretwegen, sondern, weil er sich — die Haare schneiden ließ! So etwas darf sich ein richtiger Sikh unter keinen Umständen zuschulden kommen lassen.

Das ist der Anfang von der Legende Sundar Singhs, als wahrhaftig beglaubigt von ihm selber. Er dürfte vielen Lesern bereits ausreichen, um zu erkennen, daß Leo Taxil und Sundar Singh zwei Schößlinge aus einer Wurzel sind.

Fromme Vagabunden

Wenn man sich die Geschichte der „Bekehrung" Sundar Singhs mit ihren verschiedenen Anhängseln nochmals durch den Kopf gehen läßt, wird es einem recht unwahrscheinlich, daß sich die Sache so zutrug. Wie hätte ein 15jähriger Hindu ausgerechnet mit solchen an Vermessenheit ihresgleichen suchenden Legenden, den Versuch machen können, sich ins Vertrauen weiterer Missionskreise zu stehlen, ohne alsbald Mißtrauen zu erregen? Wir denken von der Urteilsfähigkeit evangelischer Missionare zu hoch, als daß wir das ohne weiteres für möglich hielten. Zwar eines scheint nach einer Mitteilung bei Heiler (Hs. 287, 4. Aufl.) sicher. Nämlich, daß Sundar dem ihn taufenden Missionar Redman schon am 2. September 1905 von der Christuserscheinung erzählte. Damit ist erwiesen, daß diese Geschichte von vornherein zum Programm des großen Schwindelunternehmens gehörte. Aber ebenso sicher scheint es, daß Sundar mit diesen Dingen eine Reihe von Jahren sehr zurückhielt und sich vor allem die Leute recht genau ansah, deren Leichtgläubigkeit er derartige Zumutungen zu stellen wagen konnte. Jedenfalls waren noch in der ersten Hälfte des Jahres 1910 ihm nächststehende Männer ohne Kenntnis von diesen und anderen seltsamen Geschichten. Professor Wood, der damals am theologischen Kolleg zu Lahore sein Lehrer war, bezeugt, daß Sundar dort nichts von irgendwelchen wunderbaren Ereignissen erzählt habe (H. 37)[1]. Der Missionar Kannegießer, der unter

[1]) Auch „nichts von Ekstasen, Visionen und Reisen nach Tibet!"!

den Tamulen wirkte, hatte davon noch im Jahre 1915 keinerlei Kunde (H. 69 ff.). Und selbst Dr. Wherry, der sich, wie es scheint, früher als alle und auch am vollständigsten umgarnen ließ, bemerkt: „Die Erfahrung von der Vision Christi und seine Bekehrung wurde von ihm im Privatgespräch gewöhnlich nicht erwähnt" (H. 30). Canon Sandys hörte die Geschichte zuerst im Oktober 1912 aus Sundars Munde.

Hauptmittel, dem jugendlichen Sendling christenfeindlicher Kreise seinen Weg ins christliche Lager zu bahnen, scheinen eine andere Gruppe nicht ganz so wunderbarer, wenn auch ebenso schwindelhafter Ereignisse gebildet zu haben. Zweifellos hat die Bekehrungsnacht eine Rolle in seinem Leben gespielt, wenn auch eine etwas andersartige, als Sundar und die von ihm bedienten Biographen glauben machen wollen. Bald darauf dürften sich Sundar und ein Mitschüler den Missionaren genähert haben. Sie bekundeten Neigung, Christen zu werden. Der Umstand, daß die Personalien des andern absichtlich verschwiegen wurden, machte eine Nachprüfung dessen, was man von ihm erzählt, unmöglich. Das Schicksal, das er gehabt haben soll, legt den Verdacht nahe, daß man es Missionskreisen bloß vorspiegelte. Vielleicht war er im Komplott und stellte sich — wie Sundar — nur so, als sei er dem Christentum gewonnen, um dann, nachdem sie letzterem gemeinsam einen Streich gespielt hatten, seinerseits spurlos zu verschwinden. Jedenfalls hatte die Mission von ihrem scheinbaren Erfolg bei den zwei Knaben zunächst eitel Nachteil. Es erhob sich nämlich wider sie ein ungeheurer Sturm. Ihr Lehrer mußte sich in einem Prozeß gegen den Vorwurf verteidigen, die Jungen für das Christentum mit unlauteren Mitteln eingefangen zu haben. Er wurde zwar freigesprochen. Aber die Stimmung in der Bevölkerung war darüber so bedrohlich geworden, daß die Missionsleitung es für geraten hielt, ihre Station in Rampur einzuziehen. Die Gemeinde löste sich auf. Ihre Glieder flüchteten sich und ließen sich in Rupar, an der Bahnstrecke nach Ludhiana, nieder.

Dieses Endergebnis konnte Sundar durchaus befriedigen. Die Aufmerksamkeit der Missionskreise war auf ihn gelenkt. Die Gerichtsverhandlung hatte ihm Gelegenheit gegeben, seine christliche Gesinnung vor ihnen leuchten zu lassen und sich durch warme Inschutznahme des Verleumdeten Sympathien bei jenen zu erwerben. Durch die Auflösung von Schule und Gemeinde aber wurde er der Notwendigkeit enthoben, am christlichen Unterricht und Gottesdienst seines Heimatsortes teilnehmen zu müssen. Da überdies in den Verhandlungen das Verfügungsrecht der Vormünder über die Knaben, solange sie noch nicht das 16. Lebensjahr erreicht hatten, festgestellt worden zu sein scheint, konnte Sundar bis gegen Ende der neun Monate in durchaus heidnischer Umgebung verweilen, ohne dadurch den Verdacht auf sich zu laden, sein Christentum sei erheuchelt.

Er gewann so Zeit zur Vorbereitung. Wenn er künftig unter Christen eine Rolle spielen wollte, mußte er sich zunächst gründlich über die Art, wie ihnen beizukommen war, unterrichten. Das bißchen Kenntnis des Christentums, das er im Religionsunterricht der Dorfschule unter täglichem Gepänkel mit dem eingeborenen Lehrer sich angeeignet hatte, konnte unmöglich für so kniffliche Aufgaben ausreichen, wie sie seiner harrten. Dazu bedurfte es noch gründlicher Unterweisung von seiten erfahrener antichristlicher Kämpen wie etwa der beiden „Hauslehrer", die für ihn angeblich der „Vater" annahm. Dem engen Verkehr mit ihnen aber stand kein Hindernis mehr im Wege, nachdem durch Vernichtung der Missionsgemeinde am Orte das letzte christliche Auge entfernt worden war, das ihn dabei hätte beobachten können. Gleichzeitig mußten die Missionare — nun jeder Möglichkeit beraubt, es auf seinen Wahrheitsgehalt zu prüfen · alles unbesehen glauben, was man für gut hielt, ihnen über Vorgänge in Rampur zuzutragen. Ihr Herz krampfte sich zusammen, wenn sie von den furchtbaren „Verfolgungen" hörten, die die beiden verlassenen Jungen zu erdulden haben

sollten. Sundar mußte so ihr Liebling werden, ehe sie ihn nur kannten.

Besonders wirkungsvoll war es dann, als beide Knaben eines schönen Tages in Ludhiana auftauchten, weil sie es angeblich daheim nicht mehr aushalten konnten (Hs. 32)[1]. Ihr Vorgehen paßte freilich wenig zu der Behauptung, daß sie ihr Elternhaus ohne Erlaubnis der Vormünder nicht verlassen durften. Aber merkwürdigerweise bedienten sie sich nicht einmal dieser Ausrede, als es sich für sie darum handelte, einen Vorwand zu finden, sich so rasch wie möglich wieder außer Sichtweite der Missionare zu begeben. Nach ein paar Tagen rückten sie bereits wieder mit der eigenartigen Begründung ab: „Das wenig tiefe Christentum ihrer Mitschüler habe sie enttäuscht" (Sch. 28). Wie richtig sie dabei auf die Psyche des Leiters der Erziehungsanstalt spekuliert hatten, zeigte sich darin, daß Dr. Wherry — weit entfernt, durch das vernichtende Urteil vor den Kopf gestoßen zu werden — sich von solchem „Gewissensernst" höchlichst erbaut zeigte.

Kaum war diese Bresche geschlagen, so erreichte die Missionare schon wieder neue aufregende Botschaft. Sundars Kamerad sollte von seinen Angehörigen — „vergiftet" worden sein! (Hs. 23.) Ein Beweis dafür wurde, soviel wir sehen, niemals geliefert. Er wird auch wohl nie geliefert werden können, weil Jahrzehnte unbekannt blieb, wie der Gemordete hieß und wo er wohnte. Wäre die Sache so zweifelsfrei gewesen, schwerlich würden die Missionare durch Verschweigen des Namens zum Vertuschen eines Verbrechens beigetragen haben. Und ebensowenig hätte die englische Obrigkeit dasselbe ungesühnt gelassen. Die Glaubwürdigkeit dieser Tatarennachricht steht wohl auf derselben Höhe, wie Leo Taxils erdichtete

[1]) Wie Missionar Fife zu der Behauptung kommt, Sundar Singh sei am 21. April 1904 — also zu einer Zeit, wo er noch fanatischer Heide war! — als Zögling in die Listen der christlichen Knabenhochschule in Ludhiana eingetragen worden und dort ungefähr zwei Jahre Schüler gewesen (Pf. 60), ist ein Rätsel.

Freimaurermorde. Aber ihre Verbreitung war für eine neue Aktion Sundars als Vorbereitung unerläßlich[1]).

Diese ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Morgens — es wird im August 1905 gewesen sein — erschien Sundar in bejammernswertem Zustande bei der geflüchteten Christengemeinde in Rupar und erzählte eine ergreifende Geschichte. Sie ihm nachzuerzählen, so wie er sie selber bei verschiedenen Gelegenheiten vortrug, ist deshalb eine besonders schwierige Sache, weil Sundar Singh lügt, wenn er den Mund auftut, wie man dies für sehr zahlreiche Fälle bewiesen bei Pfister nachlesen mag. Er lügt viel und stark, sowie mit jener stolzen Unbekümmertheit darum, ob er sich dabei in tausend Widersprüche verwickelt, die einst Tazil mit solcher Meisterschaft handhabte. Eben deshalb dürfen sich unsere Leser nicht allzusehr verwundern, wenn in folgender kurzer Zusammenstellung aus Sundars Aussagen immer der nächste Satz ungefähr das Gegenteil von dem sagt, was im vorhergehenden behauptet wurde.

Also auch Sundar war — „vergiftet" worden!

Als er zu Hause ankam, hatten ihn seine Angehörigen mit Freuden aufgenommen. Denn sie dachten nicht anders, als sein Entschluß, Christ zu werden, wäre ihm leid. Aber kaum hatte er sich sein langes Haar abgeschnitten, da jagten sie ihn, den Verräter an der heiligen Sache der Sikhs, wie sie glaubten, auch schon mit Schimpf und Schande aus dem Haus! „Völlig nackt" sogar, nachdem sie ihm „alle seine Kleider" (!) weggenommen hatten! Mit der Eisenbahn kam er bloß deshalb angedampft, weil der gutherzige Vater dem Nackten beim Abschied ausreichend Reisegeld in die Tasche gesteckt hatte. Mittellos, wie er war, machte er sich gleich nach der Verjagung zu Fuße auf den Weg und brachte die erste Nacht frostklappernd auf der Veranda des Elternhauses zu, um am

[1]) Sundar Singh macht übrigens aus der Sache eine ganze Tazilgeschichte mit Wundererscheinung! (Siehe Hs. 258 1. Aufl.)

Morgen weiterzuwandern. Fast noch grausiger muß es gewesen sein, wie er dann dieselbe erste Nacht, die er auf der Veranda zubrachte, weit draußen in schauriger Wildnis, den wilden Tieren preisgegeben, unter einem Baume hockte. Die ganze Nacht „hungernd und frierend", nur mit einem Päckchen Eßwaren in der Tasche! Noch nie hatte er, das verwöhnte Kind des Reichtums, Ähnliches erlebt: „Aber ich erinnere mich des wundervollen Friedens meines Herzens. Es war die Gegenwart meines Erlösers. In der Hand hielt ich mein Neues Testament. Jener Nacht gedenke ich als meiner ersten Nacht im Himmel." Kurz vor Sonnenaufgang jagte man ihn dann aus dem Elternhause. Und bloß mit dem Anzug, den er gerade auf dem Leibe trug, seinem Neuen Testament, Geld sowie einigem Mundvorrat und Konfekt ausgerüstet, setzte er sich auf die Eisenbahn, heimatlos, „wie alle großen Männer und Religionslehrer Indiens, voran Buddha" (Hs. 33). Ja, „die Füchse haben Gruben usw., aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt. Auch darin war er seinem Meister ähnlich geworden!" (Sch. 31).

Es war nur gut, daß er wenigstens Konfekt bei sich hatte! Aber, o Schreck! Das Konfekt war „vergiftet" gewesen! Von wem? Das hat Sundar dem Professor Heiler unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut. Und der hält reinen Mund. Da er es jedoch schon lange vorher dem Dr. Nugent gestand, sei die Neugier unserer Leser befriedigt: Eine „Schwägerin" beging die Schändlichkeit! Zum Glück war es ein ganz wunderbares „Gift", dessen Wirkung erst einsetzte, als er beim Missionar Uppal in Rupar eintraf, wo auszusteigen „Gott" ihm „eingegeben" hatte (s. Pf. 73; Hs. 34, 4. Aufl.).

Wie schrecklich es mit dem Konfekt im Leibe um ihn stand, zeigt das Verdikt des Arztes, auf dessen Anwesenheit sich der genannte Missionar merkwürdigerweise durchaus nicht zu besinnen vermag. Sundars väterlicher Freund, Dr. Wherry, der offenbar von Sundar unterrichtet war, meint deshalb, dieser „Arzt" könnte wohl ein „Eingeborener, Angestellter

(Hausdiener?) in der Dorfapotheke", gewesen sein. Jedenfalls erklärte der „Arzt", als er den Patienten sah, ohne Zögern: „Keine Hoffnung!" und riet, etwas herzlos, sofort die Beerdigung vorzubereiten. In diesem Augenblick erwachte der arme Junge für kurze Zeit aus seinem totenähnlichen Zustande und erwiderte schlagfertig, wenn auch „mit schwacher Stimme": „Es ist unmöglich, daß ich jetzt sterbe, denn es heißt: ‚Wenn sie tödliches Gift trinken, wird es ihnen nichts schaden'" (Mk. 16, 18). Aber der Mann der Wissenschaft, der in der Bestimmtheit seiner Diagnose an den durch den Taxilschwindel bekannt gewordenen — leider unauffindbaren — „Dr. Müller aus Paris" (Sch. St. III 35) erinnert, entgegnete hart und unerbittlich: „Armer, einfältiger Knabe, du weißt nicht, was Gift ist. Ich bin Arzt und kenne seine Wirkung wohl!" Und zu den Umstehenden gewandt: „Es hat keinen Zweck, ihm Medizin zu geben!" — 13 Jahre später hält Sundar fern in Burma einen Vortrag. Da tritt aus der Masse der Hörer am Schluß ein Herr an ihn heran, reicht ihm die Hand und fragt, ob er ihn kenne. Feierlich, im Anklang an ein Christuswort, gab der Heilige zur Antwort: „Ja, zuletzt als ich dich sah, war ich an des Todes Tor." Es war wahrhaftig sein „Arzt"! Derselbe erzählte ihm, wie er sich damals unter dem Eindruck des Erlebten ein Neues Testament kaufte, sich dann nach zwei Jahren „bekehrte" und nun „Missionsarzt" geworden sei. In der Eile vergaß Sundar, sich seine Adresse geben zu lassen. Als sich aber unter den Missionsärzten keiner fand, der so etwas erlebt haben wollte, beschied unser Freund neugierige Frager: der Mann sei nicht eigentlich „Missionsarzt", sondern ein Arzt, der „wie ein Missionar" wirke. So war die Sache wieder im Lot.

Man kann sich denken, wie tief Sundar von den Missionaren in Ludhiana bedauert wurde, als er nach 16—17 Tagen Pflege durch Frau Missionar Uppal bei ihnen anlangte. Dr. Fife schreibt: „Sein Aussehen zeigte, daß er durch eine herbe Erfahrung hindurchgegangen war. Wir waren von

Dankbarkeit erfüllt, daß er genas von dem, was wir immer für einen Fall von Vergiftung hielten" (Pf. 77).

Nun war Ludhiana der denkbar ungeeignetste Ort für einen angehenden Christen, der so ungern wie Sundar christlichen Religionsunterricht besuchte. Er hätte diesen wahrhaftig über sich ergehen lassen müssen, wenn nicht seine lieben Angehörigen ihn geholfen hätten, bald von dort loszukommen. Sie stellten sich nämlich einer nach dem andern ein, diesmal nicht mit „Gift", sondern zunächst ganz friedlich, um über seine Rückkehr in das Vaterhaus mit den Missionaren zu verhandeln. Es kam dabei nach seinen Schilderungen zu geradezu herzzerbrechenden Szenen.

Eines schönen Tages z. B. sitzt er mutterseelenallein auf der Veranda des gastlichen Missionshauses. Da wankt eine Gestalt heran, alt, gebückt und abgezehrt, sich auf einen Stab stützend. Endlich nach langem Spähen erkennt er — den Vater! Dieser will einen allerletzten Versuch machen. Nach einer Wiedersehensszene, die an die des verlorenen Sohnes im Gleichnis erinnert (bloß mit vertauschten Rollen), setzt der Alte jeden Hebel in Bewegung. Mit glühenden Worten beschwört er alle süßen Erinnerungen der Jugendzeit und des Elternhauses herauf. Tränenden Auges spricht er vor allem von der so früh verstorbenen Mutter, bei deren Erwähnung sich später Sundars Augen in künstlerisch so vollendeter Weise zu umfloren pflegten, daß allen anwesenden Damen dabei das Schluchzen ankam. Er redet und redet. „Kein Augenblick nach meiner Bekehrung", bekennt der brave Sohn (Sch. 37; S. P. 30), „war mir so schwer wie dieser. Eine kurze Zeit war ich schwankend. Dann aber stand vor mir wieder Matth. 16, 23: ‚Du meinst nicht, was göttlich sondern was menschlich ist.'"

Als der Alte des gleichen Weges, den er gekommen, wieder fortzog, folgten ihm des Sohnes Augen, solange sie noch die liebe Gestalt in der Ferne erschauen konnten. In seiner Seele aber klang es: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn

mich, der ist mein nicht wert." — So schaute einst Tazil der geliebten Teufelsbraut nach, die er erdichtet hatte, um die Katholiken mit ihr zu narren, und schilderte seine Rührung mit fast denselben Worten (Sch. St. III 29).

Solche Komödien, die man den Missionaren vorspielte, verfehlten nicht ihre Wirkung. Als aber gar Volkshaufen unter Führung von Sundars Verwandten anrückten und „mit Knütteln und Steinen das Missionsquartier zu stürmen und den Jüngling herauszuholen drohten", glaubten seine Schützer die Verantwortung nicht länger tragen zu können. Sie brachten ihren jungen Freund nach Subathu, 36 Kilometer hinter Simla, also just in die Gegend, für die Sundar sein Lebelang eine auffallende Neigung zeigte, als habe er dort geheime Hintermänner. Und dort, genauer in Simla, fand denn auch glücklich an seinem 16. Geburtstage, den 3. September 1905, seine Taufe (in der anglikanischen Kirche) statt.

Das Merkwürdigste an dieser Taufe ist uns, daß sie Sundar gespendet wurde, ohne daß es gelungen zu sein scheint, ihn seit der Stunde, wo er der grimmigste Feind des Christentums gewesen war, zur Teilnahme an irgendeiner von einem Christen erteilten religiösen Unterweisung zu bewegen. Wo sollte auch bei dem Hetztempo, in dem sich von der „Vergiftung" bis zur Taufe die Ereignisse folgten, die Zeit dazu hergekommen sein? Trotzdem war Missionar Redman, der, als Sundar am 2. September 1905 mit einem Empfehlungsschreiben der Missionare in Ludhiana erschien, alsbald eine Prüfung mit ihm vornahm, so erbaut, daß er ihn gleich am nächsten Tage ohne Unterricht zur Taufe zuließ. Sundar zeigte nach Redmans Versicherung „schon damals eine ganz erstaunliche Kenntnis des Lebens und der Lehre Christi" (Hs. 37, 4. Aufl.). Und unterrichtslos, wie er ein Bekenner des Evangeliums geworden war, wurde er auch dessen Prediger. Es war just wie bei den Tazilbrüdern! Sie hatten keine christliche Ausbildung nötig, weil sie sich untereinander in so hervorragen-

der Weise antichriſtlich ſchulten, daß für ſie jede Stunde, die ſie zu den Füßen chriſtlicher Lehrer ſaßen, verlorene Zeit war. Nicht als Schüler, ſondern als Lehrer begannen ſie ihr Werk in der Kirche, die ſie lächerlich machen und zerſtören wollten. Bitterlich klagte — als es zu ſpät war — ein römiſcher Prälat am 25. Oktober 1896 im führenden katholiſchen Blatte Frankreichs über die Taxilbrüder: „Durch eine beſondere Gnade Gottes bekehrten ſie ſich. Sie erhielten vom heiligen Stuhle die Losſprechung. Allgemein erwartete man von ihnen, daß ſie Buße täten und wenigſtens einige Zeit in ſtiller Zurückgezogenheit blieben. Aber man täuſchte ſich hierin. Schon tags darauf drängten ſie ſich in den Vordergrund und traten als ſolche auf, die ſich aufs Chriſtentum beſſer verſtünden als andere: „So handelt der wahrhaftig Bekehrte nicht. Er iſt zerknirſcht und demütig“ (ſiehe Gruber, Palladismusroman I, 24).

Man hatte Sundar Singh bald nach ſeiner Taufe nach Ludhiana zurückgebracht, offenbar damit er dort die Chriſtian Boys Boarding School der Miſſionare beſuche. Sein väterlicher Gönner Dr. Wherry redete ihm zu, auch die theologiſche Lehranſtalt in Saharanpur zu beziehen. Aber mit einem Zielbewußtſein, das ſich bei einem halben Knaben nur dann voll verſtehen läßt, wenn man annimmt, daß er nach ihm gegebenen Inſtruktionen handelt, wies er nicht bloß dieſen Plan zurück, ſondern auch jedes weitere Verweilen unter chriſtlichem Einfluß. Dreiunddreißig Tage nach ſeiner Taufe, am 6. Oktober 1905, erklärte er Wherry rund heraus: „Er habe eine ſolche Art von Schulen nicht gern, ziehe vielmehr die Ideale ſeines Landes vor und wolle das gelbe Kleid und Gewand eines Sadhu annehmen.“

Ein Sadhu oder Fakir galt früher immer als erzheidniſcher Mann. Seiner Lebensweiſe nach iſt er ſo etwas wie ein beſſerer Landſtreicher. Er zieht von Ort zu Ort als Bettelmönch und nährt ſich dabei von Almoſen frommer Leute. Es

gab in Indien im Jahre 1909 nicht weniger als 2755000 solch unsteter Gesellen. „Man ehrt und versorgt den Sadhu," bemerkt Streeter (17), „das lockt viele an, deren Ideale und Lebensführung das Gegenteil sind von hoch und heilig." Was ließe sich hiernach wohl Ungebundeneres denken, als solch einen Beruf! Wie bietet er Leuten, die Dunkeles im Schilde führen, Verschwörern u. dgl., so köstliche Gelegenheit, jederzeit aus dem Gesichtskreis von Beobachtern zu verschwinden! Das wäre etwas gewesen für Taxils guten Freund, den aufs Untertauchen in den Massen erpichten „Professor" Margiotta (Sch. St. II 108). Das war offenbar auch etwas für Sundar Singh! Ein Bibelwort zur Begründung ließ sich unschwer finden. Steht nicht geschrieben Matth. 10, 9: „Ihr sollt nichts mit euch führen, weder Stab noch Tasche, noch Brot, noch Geld. Es soll auch einer nicht zween Röcke haben" (Sch. 39)?

Der gute Dr. Wherry, der im Sundar-Singh-Schwindel genau dieselbe Rolle spielt wie im Taxil-Schwindel der alles glaubende Bischof Fava oder Kanonikus Mustel, war rasch überzeugt, daß es sich um einen „Gottesruf" handele.

Und „so trat denn", sagt Heiler (Hf. 37), 33 Tage nach seiner Taufe „der Sechzehnjährige seine Missionswanderung an, barfuß, ohne alle Habe, ohne allen Schutz wider wilde Tiere. Außer seinem dünnen Leinengewande und einer Decke hatte er nur sein Neues Testament in seiner Heimatsprache (Urdu) als Eigentum. Almosen, die er von freundlichen Menschen empfing, waren seine Nahrung. Verweigerte man sie ihm, so mußten Wurzeln und Blätter zur Stillung des Hungers dienen. Nahmen ihn gütige Menschen in ihr Haus auf, so genoß er dankbar ihre Gastfreundschaft. Konnte er kein Obdach finden, so nächtigte er in schmutzigen Karawanserein oder sogar in Höhlen oder unter Bäumen."

Gesehen hat ihn bei diesem Leben der „Entbehrungen" allerdings niemand, es sei denn, daß es sich um eine eigens zu diesem Zwecke inszenierte Komödie handelte, wie in

dem bald zu erwähnenden Falle Nasik. Den größten Teil des Jahres — vielleicht sogar jahrelang —, ließ sich Sundar überhaupt nicht unter Christen blicken. Er war da, irgendwo, „auf Reisen". Und das dürfte für ihn die eigentlich gemütlichen Zeiten gewesen sein, in denen er sein wirkliches Leben führte. Wenn er dann Gastrollen in christlichen Gemeinden gab, wurde er glänzend verpflegt und in immer reicherem Maße auch mit Barschaft versehen. *Im übrigen hatte er eine geheime Geldquelle, die niemals versagte.* Dr. Wherrys Versicherung besteht zweifellos zu Recht: „Seine Wünsche wurden stets erfüllt. Aber er bettelte nie um Geld" (H. 24). Jedenfalls ist es selten einem Menschen so gut gegangen, wie dem wegen seiner „Bedürfnislosigkeit" so gerühmten Sundar Singh.

Fragte man ihn, wenn er einmal auffallend große Ausgaben machte, woher ihm die Mittel dazu kämen, so war die stereotype Antwort: „Von meinem Vater!" Ob dieser Vater unter den Familiengliedern war, die ihm ihre Verwunderung darüber aussprachen, daß das Gift, das sie ihm beibrachten, nicht gewirkt habe, sagt er nicht (Hs. 36, 4. Aufl.). Daß derselbe überhaupt Geld zum Hergeben hatte, ist, wie wir sehen werden, zweifelhaft. Aber eines geht aus diesem Gerede hervor. Nämlich, daß die angebliche Entrüstung der Familie samt der Vergiftungsgeschichte Schwindel war, und daß seine Angehörigen mit ihm unter einer Decke steckten. Daraus erklärt sich auch, was sonst unbegreiflich wäre: daß er seine erste „Evangelisationsreise", ein paar Wochen nach seiner Taufe (1905), ausgerechnet in seinen Heimatsort *Rampur* und dessen Nachbardörfer unternahm! (P. 33). Mit Evangelisation wird sie deshalb kaum etwas zu tun gehabt haben. Wohl aber konnte er so noch länger unter denen leben, die ihn als Werkzeug gegen das Christentum benutzten.

„Zu gegebener Zeit", sagt Wherry (H. 24), „kehrte er wieder nach *Ludhiana* zurück. Er erzählte mir von seinen Erfah-

rungen und war sehr ermutigt." Die „langen" Besuche bei seinem väterlichen Freunde wiederholten sich, wie dieser schreibt. So auch gleich nach der zweiten Reise, die in der ersten Jahreshälfte 1906 stattgehabt haben wird. Er wollte auf ihr nicht bloß im Panjab, sondern auch bereits weit darüber hinaus in Afghanistan, Kaschmir und Belutschistan gewesen sein. Zeugen dafür hatte er wieder nicht. Aber was er berichtete, hörte sich so wunderbar fromm und erbaulich an, daß der alte Dr. Wherry ganz Ohr und gerührt war. Es traf sich gut, daß derselbe ein christliches Wochenblatt herausgab, „Das Strahlende Licht" („Nur Afshan"), und zwar in der einzigen Sprache, die Sundar verstand, dem Urdu. So war es denn der Doktor selber, der Sundar „ermutigte", durch Berichte über seine „Erlebnisse" auch weiteren christlichen Kreisen Genuß zu verschaffen. „Er tat das mehrere Jahre lang", schreibt der beglückte Missionsmann (H. 24): „In langen Briefen erzählte er von seinen Rettungen..., von seinem Werk in Afghanistan, Tibet, Nepal, Bhutan und manchen einheimischen Reichen, die Europäern unzugänglich sind. Einige seiner Reisen gingen nach den einheimischen Staaten in Indien" (H. 30). „Ich denke, der ‚Nur Afshan' ist die Hauptquelle der Information in bezug auf die Erfahrungen des Sadhu" (H. 24).

Man wird es letzterem nachfühlen, daß er für besonders wunderbare Erlebnisse solche Gegenden bevorzugte, wo nie ein Europäer hinkam. Da konnte ihm so leicht keiner nachweisen, daß er log! Und wie mag er doch mit seinen Spießgesellen gelacht haben, wenn sie sich hinsetzten, um für Dr. Wherry angebliche „Reiseerlebnisse" zu fabrizieren! Gewiß nicht minder herzlich wie die lustige Sippschaft um Taxil in Paris, von der wir im ersten Kapitel so „Erbauliches" lasen. „Was setzen wir dem verehrten Publikum diesmal vor? ... Nur zu, die menschliche —" Na, usw.

Bei solchen Gelegenheiten sind wohl auch nach der Art, wie Taxil und Genossen es zu tun pflegten (z. B. I 47), allerlei Briefe

von Augenzeugen angefertigt worden, die Sundars wunderbare Erlebnisse bestätigten. Sie wurden dem „Nur Afshan" und wohl auch andern zugänglichen Blättern zugesandt.

Hier ein paar Beispiele. Einmal z. B. hatte Sundar sein Weg in die Nähe des Dorfes „Markana" geführt. Dort war ihm Gelegenheit geworden, den Ernst seines Christentums nach Matth. 5, 44 in harter Probe zu bewähren. Er sah nämlich einige Männer auf dem Felde beschäftigt und redete zu ihnen alsbald von Jesus. Einer nahm das so übel, daß er einen Stein ergriff und ihn dem ungebetenen Prediger an den Kopf warf. Sundar verzog keine Miene. Als aber gleich darauf der gewalttätige Gesell furchtbares Kopfweh bekam, so daß er die Arbeit weg und sich hinlegen mußte, nahm der Mißhandelte wortlos dessen Sichel und vollendete die Arbeit. Beschämt baten ihn die Leute mitzukommen und ihnen mehr von Jesus zu berichten. Als er fort ist, zählen sie die Ernte. Und was stellt sich heraus? Sie ist reicher als jemals, ein offenbares Wunder! Davon hörte ein gewisser „Jiya Ram", von dem unseres Wissens nichts bekannt ist, als sein Name. Und ob ihm der gehört, kann auch niemand sagen. Derselbe setzte sich hin und schrieb einen Brief. Darin schilderte er das Erlebnis der Leute mit dem Sadhu und beschwor ihn, zurückzukehren und weiter so segensreich zu wirken. Diesen Brief aber schickte er ausgerechnet an den „Nur Afshan"! Er hatte dessen Adresse ganz zufällig unterwegs von einer Unbekannten erfahren! (St. 164; P. 43).

Ein anderes wunderbares Geschehnis steckte einem Missionsangestellten und in zweiter Linie auch dem „Nur Afshan" ein Licht auf darüber, was ein Sundar Singh in der Welt zu bedeuten hatte. Acht Tage lang predigte der Sadhu (1908) im Basar von Jubbalpore. Dabei war es dem dortigen Katecheten nicht einmal eingefallen, ihn ins Missionshaus zu Gaste zu laden! Sundar mußte irgendwo anders, also zweifellos auf eigene Kosten wohnen, was stets schmerzlich ist. Da befand sich eines Tages unter seinen Zuhörern ein Mekkapilger, ein „Mulwi",

wie sich diese Leute nennen. Der Name des Mannes wird nicht genannt. Es hat wohl auch niemand danach gefragt. Wozu auch? Er war eben ein Mulwi. Denn er trug das Abzeichen, durch das diese Leute das von ihnen vollbrachte verdienstliche Werk der Mekkafahrt andern zum Bewußtsein bringen. Und solche Abzeichen trägt man doch nicht, wenn man weiß, das man kein Recht dazu besitzt. Also der unbekannte Mann war ein Mulwi! Und was tut er? Wie er sieht, daß der Sadhu im besten Predigen ist, geht er hin und schlägt ihn ins Gesicht. Sundar aber bietet ihm die andere Wange auch dar! Dieser Beweis eines — wie es uns wenigstens scheinen will — etwas allzu buchstäblich genommenen Christentums machte auf den Mulwi einen solchen Eindruck, daß er nicht schlafen konnte. Selbstverständlich nimmt er an, daß ein so exemplarischer Vertreter ausgesprochen christlicher Weltanschauung nur im Missionshause wohnen kann. In seiner Seelennot schickt er mitten in der Nacht zum Katecheten. Er läßt ihn aus dem Bette holen, ihm sein Unglück zu melden und bitten, sofort mit dem Sadhu zu ihm zu kommen, damit er letzterem das ihm zugefügte Unrecht abbitte.

Solche Begebenheiten möchte man gern in größerer Anzahl untersuchen. Es würde sich dann zeigen, ob unter ihnen auch nur eine einzige nachprüfbar ist, oder ob sie nicht alle den Stempel der Erfindung, oder doch — wie die beiden soeben behandelten — den geschickter Inszenierung mit Hilfe von Spießgesellen an der Stirne tragen. Denn daß der Sadhu zum mindesten die Rolle des Mulwi nicht selber spielen konnte, liegt ja auf der Hand.

Aber diesen Untersuchungen stellt sich ein höchst eigenartiges Hindernis entgegen. Die Aufklärung des Tatsilschwindels wurde dadurch in hohem Grade erschwert, daß gerade wichtigste Schriften aus ihm schon nach wenigen Jahren wie verschwunden waren. Darunter befanden sich solche, die in großen Auflagen verbreitet wurden. Keine Buchhandlung vermochte sie zu beschaffen, keine Bibliothek, ob wir auch darum

in alle Länder schrieben. Es war, als ob geheimnisvolle Hände einer internationalen literarischen Schwindlergesellschaft geschäftig seien, die Spuren ihrer Taten sofort wieder zu verwischen, sobald letztere ihren Zweck erfüllt hatten. Wer nicht selber durch irgendeinen Zufall sich solche Schriften rechtzeitig angeschafft hatte, war dadurch ganz außerstande, das Werden eines neuen Schwindels nachträglich zu kontrollieren. — Und just so verhält es sich mit der Sadhu-Sache!

Die Bände des „Nur Affhan", in denen Sundar vom Jahre 1905 an seine Reiseberichte veröffentlicht haben soll, sind noch keinem zu Gesicht gekommen, der über diese Angelegenheit kritische Untersuchungen angestellt hat. Sie galten für verloren, bis eine Bemerkung in Heilers Briefwechsel glaubte feststellen zu können, sie befänden sich — 50 Stück an der Zahl — im Christian College in Lahore (H. 24). Aber umsonst bisher das Bemühen, von dort gewünschten Beistand zu erlangen. Ich persönlich bekam nicht einmal eine Antwort. Selbst Heiler berichtet, daß es ihm unmöglich gewesen sei, Kopien von den Aufsätzen zu erhalten. Genau so bemühte sich Heiler umsonst, die wichtige erste Auflage des später zu behandelnden Zahirschen Büchleins zu beschaffen. Und ebensowenig hat er des Sadhu eigene Lebensbeschreibung vom Jahre 1915 gesehen, die dieser erst abstritt, jemals verfaßt zu haben, bis Pfister ihn zwang, es schließlich doch zuzugeben (Pfister an mich 19. Juni 1926. Vgl.. H. 4; 20). Man kann, wenn es einem um Feststellung der Wahrheit zu tun ist, über die Unerlangbarkeit solch wichtigster Quellenschriften nicht mit dem Gleichmut eines Heilers hinweggehen, der Gründe findet, diesen Problemkomplex als für sein dickes Sadhu-Buch „nebensächlich" zu erklären (Hs. XII, 4. Aufl.). Und dies um so weniger, als auch die Briefe von Sadhu aus dieser Zeit fast alle dem gleichen rätselhaften Schicksal unterlagen. Rev. Redman z. B. vernichtete den Briefwechsel mit ihm im Jahre 1919, Tharchin, der besonders nahe Beziehungen zu Sundar hatte, im Jahre 1924 (Pf. 20). Da

muß mehr dahinter stecken, als bloßer Zufall. Daß aber der Sadhu selber die treibende Kraft ist bei diesem Vertuschungswerk, zeigt deutlich sein Verhalten gegenüber den Bemühungen von Freund und Feind, in seine selbstverfaßte Lebensbeschreibung Einblick zu erhalten. Von diesem durch den Sadhu ursprünglich abgeleugneten Buche hatte Tharchin erklärt, noch ein Exemplar zu besitzen. Er erbot sich am 23. Juli 1925 gegenüber Hosten, eine Übersetzung davon anfertigen zu lassen, wenn Sundar es erlaube (Pf. 20). Dieser aber schreibt keine 14 Tage später (am 4. August 1925) an Heiler: Er „entsinne sich jetzt", das Büchlein geschrieben zu haben. Unglücklicherweise habe er davon keine Kopie. „Ich schrieb Tharchin und anderen, aber keiner konnte mir ein Exemplar senden" (Pf. 20). Was mag aus dem in Tharchins Händen befindlichen Büchlein geworden sein? Unserer Meinung nach war über dessen Schicksal in dem Augenblicke entschieden, wo Sundar von seinem Dasein erfuhr. Dies wenigstens in dem Falle, daß Tharchin nicht sorgsam darüber wachte. Von Pfister aber erhielt ich als Siegel unter das Ganze am 2. August 1926 die Mitteilung, Sundar habe ihm gegenüber die Ermächtigung Tharchins zur Übersetzung verweigert: „Hätte er halbwegs ein gutes Gewissen, so hätte er es nicht getan." Noch bevor er diese Erfahrung machte, bemerkte Pfister in einem Brief an mich (28. Juni 1926): „In der ganzen Sadhu-Affäre ist das Zeitraubendste und Schwierigste die Beschaffung der Quellen. Man möchte fast an ein Hehlerkomplott denken."

Ein sehr starkes Hemmnis gegen Sundar Singhs Bemühungen, im Protestantismus die Rolle eines Leo Taxil zu spielen, bildete das Mißtrauen, das „gewisse Gruppen" evangelischer Missionsfreunde ihm vom ersten Augenblick an entgegenbrachten. Sie trauten dem Manne nicht, der sich als heidnischer Bettelmönch kleidete, um, wie er vorgab, erfolgreicher für das Christentum wirken zu können. Sie huldigten der Meinung, der Zweck dürfe nicht die Mittel heiligen,

und erblickten in dem Umstand, daß Sundar als Schaf im Wolfskleid auftrat, bedenkliche Unaufrichtigkeit und würdelose Schauspielerei.

Dem Protestantismus hätte eine sehr schmerzliche Lektion erspart bleiben können, wenn es diesen Warnern gelungen wäre durchzudringen. Der Katholizismus verhielt sich in einem ganz ähnlichen Falle vorsichtiger. Denn gleich nach der Enthüllung des Taxilschwindels — was man so „Enthüllung" nennt —, war in Indien aller Wahrscheinlichkeit nach der Versuch gemacht worden, der katholischen Kirche eine ähnliche Falle zu stellen, wie heute uns durch Sundar und Genossen. Es trat nämlich dort im Jahre 1898 ein junger Mann von 27 Jahren, ehemaliger Heide, dann kurze Zeit Anglikaner und endlich römischer Katholik auf, der auch das Sadhu-Gewand angelegt hatte und als Herausgeber katholischer Zeitschriften eifrig für den Gedanken Propaganda machte, ein „Kloster" zu gründen, von dem aus christliche Mönche im Sadhu-Gewand die Heidenwelt zu bekehren trachten sollten. Dabei müßten sie in ähnlicher Weise, wie es nachher auch Sundar forderte, neben dem Alten Testamente die indischen Veden als Vorbereitung auf das Neue Testament behandeln. Diese Vorschläge wurden jedoch noch 1898 von der Kirchenbehörde verworfen. Brahmabandhar Upadhyaya — so nannte sich der eifrige Inder — gab nach anfänglicher Unterwerfung trotzdem keine Ruhe. Durch einen Kunstgriff, den wir auch Sundar Singh noch werden in Anwendung bringen sehen, lenkte er im Jahre 1901 zunächst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Er unterzog sich nämlich — mit gewissen Einschränkungen — einem 40tägigen Fasten. Im folgenden Jahre reiste er nach England, als mache ihm die Beschaffung von Geldmitteln so wenig Mühe, wie Taxilbrüdern. Dort trat er als glänzender Versammlungsredner und tiefinnerlicher Christ auf. Er pirschte sich an hervorragende Katholiken heran. So an den bekannten Freiherrn von Hügel, der von seinem Glaubenseifer entzückt war und dann auch zu Sundars Bewun-

derern gehörte. Von den religiösen Zuständen im europäischen Katholizismus zeigte er sich ähnlich enttäuscht, wie Sundar später von denen im abendländischen Protestantismus (Hs. 69, 4. Aufl.). Als aber all seine Mühe es nicht vermochte, die Hierarchie seinen Absichten gefügig zu machen, ist dieser katholische Vorgänger Sundars wieder zum Hinduismus zurückgekehrt. Er wurde Vorkämpfer der indisch nationalistischen Bewegung, entpuppte sich als Politiker und kam wegen seiner revolutionären Bestrebungen ins Gefängnis, wo er im Jahre 1907 starb (H. 161; Vgl. Ch. W. 1925, S. 84).

Damit Sundar Singh nicht einem ähnlichen Geschicke allzufrüh verfiel, machte es sich nötig, Schritte zu tun. Es galt der — wie Heiler (P. 5; Hs. 45 ff.) es nennt — „schonungslosen Kritik" die Spitze abzubrechen, der Sundar wegen seines Entschlusses, als Sadhu aufzutreten, „auf Jahre hinaus" begegnete. Mit verblüffender Plötzlichkeit stellte sich Hilfe ein.

Sundar Singh hatte sich zum Stützpunkt seiner Arbeit einen Ort erwählt, der genau dort lag, wo er immer wieder, wie von unsichtbaren Gewalten angezogen, hinstrebte, aber vom Weltverkehr entfernt so weit, wie nur irgend möglich. Kotgarh ist ein winziges Örtchen, hoch droben im Himalaya, weit hinter Simla und Subathu nahe der Tibetischen Grenze. Und just in diesem Neste des riesigen Inderlandes traf er im Sommer 1906 (P. 35) den einzigen Menschen auf Erden, der damals auf denselben, etwas verschrobenen Gedanken gekommen war, wie er selber. Ausgerechnet „vor wenigen Wochen" hatte Herr S. E. Stokes, wie er versichert (St. 18), das gelbe Sadhu-Gewand angelegt und sich so auch seinerseits unter die frommen Vagabunden begeben[1]). Er wird als junger und reicher Amerikaner geschildert, der „ein namhaftes Vermögen

[1]) Nach Hs. 41, 4 Aufl., folgte darin umgekehrt Stokes dem Beispiel Sundars. — Nach Stokes Behauptung (Pf. 79) war Sundar mehr als ein Jahr umhergezogen, bevor er das gelbe Gewand anzog. — Hier gibt es noch viele Unklarheiten aufzuhellen.

der Mission zur Verfügung stellte" (St. 18). Leider wird nicht gesagt, welcher Mission. Da er jedoch wie Sundar „ganz unabhängig Missionsarbeit trieb" (Hs. 33), ist es das Wahrscheinlichste, daß beide Sadhus miteinander „das Vermögen" verbrauchten. Jedenfalls wanderten sie von Stund an selbander — „rastlos wie einst Paulus und Barnabas", bemerkt bewundernd Schaerer (45) — durch das Kongratal (nordwestlich Simla), wobei Sundar dem neuen Freunde „wochenlang" (Sch. 46) beim Predigen half (Hs. 23). Ergreifend muß es gewesen sein, als Sundar dabei „infolge einer Verdauungsstörung" zusammenbrach und dem teilnahmsvollen Genossen zur Antwort gab: „Ich bin sehr glücklich. Wie köstlich ist es, um Seinetwillen zu leiden!" (P. 36). Darauf „schleppte" ihn Stokes nach leider unbekanntem Orte ins Haus eines leider ungenannten Europäers, von dem wir bloß hoffen wollen, daß er nichts mit internationalen Umtrieben zu tun hatte. Der Mann war nämlich bisher „ohne jedes Interesse an religiösen Fragen" gewesen, wurde aber, wie versichert wird, durch Sundars erbauliche Wandel und Reden „ein neuer Mensch" (P. 36).

Die Zeit des gemeinsamen Wanderns beider — Sundar Singh immer mit der Ziehharmonika, um Neugierige anzulocken — war wie geschaffen, Dinge zu unternehmen, die das Mißtrauen der Missionskreise endgültig besiegen mußten. Für alles, was geleistet wurde, war nun ein Zeuge da. Und aufs prächtigste ließ sich den Missionsmännern ad oculos demonstrieren, was man zu leisten vermochte.

Eine überzeugende Probe erfolggekrönter Evangelisationstätigkeit erhielt damals der Herrnhuter Bruder Schnabel. Als er im Herbste 1906 in Kotgarh sein Reisezelt aufgeschlagen hatte, machte sich Stokes einen Behelf und kam zu ihm, seine Laterna magica zu borgen. Dies für einen Lichtbildervortrag am Hofe des Radscha. Er bat Schnabel, dabei eine Evangelisationsansprache zu halten. Und wirklich verlief der Abend zu allgemeiner Befriedigung.

Auch im Winter 1906/1907 traf der genannte Bruder in Kotgarh und dem zu diesem Missionsposten gehörigen Erholungsheime Tandahar mit beiden Sadhus zusammen und erhielt Gelegenheit zu beobachten, wie sie unermüdlich von Dorf zu Dorf zogen, um zu predigen, Aussätzige und Kranke zu pflegen, bisweilen auch in der Schule zu helfen. Die Bedürfnislosigkeit, die sie dabei zur Schau trugen, war überwältigend. Von Schnabel gastlich aufgenommen, ließen sie sogar die Decken unbenutzt und schliefen auf bloßer Diele. Stokes vollends verschenkte alles, was ihm „die Eltern" aus Amerika schickten (Schrift aus Herrnhuter Kreisen S. 17). Wer durfte da noch Mißtrauen aufrechterhalten! Dasselbe schien um so weniger berechtigt, als die zwei dann auch im Sommer 1907 „zwei bis drei Monate lang" im Aussätzigenasyl zu Subathu Kranke pflegten, wie wenigstens der Superintendent des Asyls, Mr. G. H. Watson (wer ist das?), im Jahre 1925 bezeugte (Pf. 81), und bald darauf auch sich im Asyl für Pestkranke bei Lahore betätigten. Dort sollen sie sogar „mitten unter Kranken und Sterbenden auf dem Erdboden geschlafen haben" (St. 18). Nie hat sich Sundar in einer so augenfällig christlichen und Missionscharakter tragenden Weise unter Missionaren bewegt, wie in dieser — leider! — so kurzen Zeit[1]).

Kurz nur, denn länger als drei Monate will Sundar nicht mit ihm zusammengelebt haben (St. 18)! Schon 1908 wurde

[1]) Doch ist uns nachträglich das Maß auch dieser Tugend zweifelhaft geworden, weil wir argwöhnen, daß sich im wesentlichen beide Sadhus dieselbe gegenseitig bezeugen. Wir finden bei Heiler (Hf. 36, 4. Aufl.) die interessante Bemerkung, daß Sundar bereits zu seiner Taufe in Simla am 3. September 1905 von Subathu her mit Stokes kam. So stand er also mit ihm schon bevor er Christ wurde, in Verbindung, was er, wie wir oben sahen, von der Parker vertuschen läßt. Auch seine sonstige Rolle und dazu der Umstand, daß Sundar Stokes Wohnort Kotgarh zu seinem Stützpunkte machte, läßt vermuten, daß Stokes mit seinen Geldsendungen aus Amerika einer der politischen Hintermänner Sundars ist.

Stokes „krank" und kehrte „nach Amerika" zurück, um dort „für das gemeinsame Werk zu werben" (Sch. 46; P. 37). Ein Buch, das er — wohl damals — schrieb, hieß: „The Love of God" (5. Aufl. 1912). Die Bemerkung darin, Sundar sei mehr als ein Jahr als christlicher Sadhu umhergereist, bevor er die heiligen Gelübde auf sich nahm und den gelben Rock des Bettlers anzog (Pf. 79), ist uns unverständlich. Überhaupt widersprechen sich die Angaben der beiden Sadhu in verschiedenen Berichten auffällig (s. Sch. 93 ff.).

Als der Amerikaner im Jahre 1910 zurückkehrte, beschäftigte er die Öffentlichkeit eine Zeitlang mit einer originellen Idee. Er hatte sich für dem damaligen Modeheiligen Franziskus begeistert und den Plan gefaßt, nach der alten Regel der Franziskaner einen evangelischen Mönchsorden (The Broderhood of Imitation) zu gründen. Viel ist aus der Sache nicht geworden. Sundar Singh, obgleich als angeblicher Mitgründer in aller Mund, trat nicht förmlich bei, da er ja schon sein Sadhu-Gelübde geleistet habe. Von andern, die sich anschließen wollten, wurde nur ein einziger zugelassen, was als ergreifender Beweis „christlicher Demut" ausgelegt wurde (H. 38). Und dieser eine, der Canon Western, fand bloß als „Novize", also in untergeordneter Stellung, Zugang. So bestand schließlich der ganze „evangelische Mönchsorden" einzig und allein aus — Stokes! Und der löste denselben bereits im folgenden Jahre (1911) in aller Form auf, um sich mit einer (heidnischen?) Hindufrau zu verheiraten[1])! Heute ist er wohlbestallter Teeplantagenbesitzer in Kotgarh (Pf. 99; 79). Nach den „Eurasischen Berichten" (Zürich und Leipzig, 2. November 1925, S. 179) „widmet er sich, im indischen Leben aufgehend, ganz der indischen Sache". Er wurde also reiner Politiker. Eine auffallende Parallele zu dem erwähnten katho-

[1]) Die feierliche Eröffnung geschah am 22. Februar 1910, die Ankündigung seiner Heirat durch Stokes im August 1911, die offizielle Auflösung des Ordens im November 1911. Sitz der Bruderschaft war Kotgarh (Pf. 99).

lischen Sadhu! Als letzter der drei wird Sundar wohl zu seiner Zeit dem Beispiele der andern folgen.

So erinnert denn der ganze „christliche" Sadhu-Spuk in verblüffender Weise an Tamilsche Gründungen, wie z. B. an die des ulkigen „Labarum" (Sch. St. III 82). Der einzige bleibende Effekt war das für Sundar geweckte Interesse hoher Kirchenmänner, vor allem des Erzbischofs von Canterbury, zu dem Stokes eigens nach England gereist war, um die Genehmigung für seine Eintagsfliege von Ordensgründung einzuholen. Auch für Tamil bildete die Erlangung solch hoher Gunst oft den einzigen Zweck seltsamer Unternehmungen. Wer die großen Kosten der Reise trug, möchte man gar zu gern wissen.

Nach der Abreise des Freundes (1908) hatte Sundar zunächst seine „Missionsarbeit" allein fortgesetzt. Sein Sinn blieb dabei ausschließlich „Tibet" zugewandt, auf das er seitdem ein Auge geworfen hatte.

Die seltenen Male, die er im Gesichtskreis der Missionare, auf Evangelisationsfahrten begriffen, erschien, boten wieder manchem Zweifler Gelegenheit, zu erkennen, was für ein exemplarischer Christ er sei. Im Jahre 1908 hatte er sich einmal sogar vorgenommen, die Stätten aufzusuchen, wo einst sein großer Vorgänger Jesus Christus wandelte. Er wandert zu diesem Zwecke barfuß (?) durch ganz Indien in der Richtung auf Bombay, wo er vergeblich ein Schiff zu finden suchte, das ihn umsonst mit nach Palästina nahm. Man würde ihn auf dieser schmerzensreichen Reise vielleicht gar nicht bemerkt haben, wenn ihm beim Durchmarsch durch Nasik nicht der Geist getrieben hätte, am Missionshaus anzuklopfen. „Hungrig und durstig, mit blutenden, schmerzenden Füßen" kam er an. Der Missionar, statt ihn zu Tisch zu laden, ließ ihn erst lange warten. Und als er sich dann als „christlicher Sadhu" vorstellte, stieß er auf Mißtrauen. „Bescheiden, mit freundlichem Gruß, ohne Groll, aber dem Zusammenbrechen nahe", zog der Abgewiesene von dannen. Schon

nach wenigen hundert Schritten kam ihm ein Bote nachgelaufen: Ob er Sundar Singh heiße? Heute morgen habe die Post ein Paket für einen Sadhu dieses Namens gebracht. Wenn es für ihn bestimmt, hier sei es! Und was enthält die Sendung, „von unbekannter Hand adressiert"? Eßwaren und ein Goldstück! Just das, was er braucht, um nun stolz auf der Eisenbahn die Reise fortsetzen zu können! (Sch. 46 f.) So sorgte „Gott" für ihn, wenn es nicht etwa ähnlich dabei zuging, wie bei den Briefen, die die nicht existierende Hexe Sophie Walder an Miß Vaughan sandte (Sch. St. II 55 ff.) usw.

Am meisten zu schaffen machten dem „Christusjünger" im Gewand eines heidnischen Herumtreibers in jener Zeit noch einmal die Kirchenmänner. In ihrer Pedanterie konnten sie es sich gar nicht recht vorstellen, wie ein paar mit Widerwillen besuchte Religionsstunden in der Kinderschule ausreichen sollten, aus einem erklärten Christentumsfeind einen Prediger des Evangeliums zu machen, der von dem, was er vertreten sollte, mehr als das äußere Gehabe erfaßt hatte. Durchaus wollten sie, daß er zunächst durch tiefgründige Arbeit an sich selbst zu einem Theologen würde. So mußte denn Sundar schließlich dem Drängen seiner Freunde nachgeben und sich dazu verstehen, vom Dezember 1909 an das St.-Johns-Kolleg zu Lahore zu besuchen. Er hat es nicht viel über ein halbes Jahr dort ausgehalten (vgl. Pf. 98)[1]) Im Februar ging er zwischenein auf die gewohnte Evangelisationsfahrt. Und im Juli 1910 war er wieder auf und davon. „Das theologische Studium bot seiner schlichten und unmittelbaren Frömmigkeit wenig Anregung. Im Gegenteil scheint gerade der Aufenthalt im Divinity College tiefe Abneigung gegen den theologischen Intellektualismus bei ihm hervorgerufen zu haben", sagt Heiler (Hs. 42). Immerhin hatte Sundar es verstanden, sich in der kurzen Zeit

[1]) Heiler spricht von 2 Jahren Schulbesuch in Lahore (Hs. 42, 4. Aufl.). Aber ein Teil des Monats Dezember 1909 und sechs Monate im Jahre 1910 geben nicht zusammen zwei Jahre.

den Bischof und späteren Primas von Indien Lefroy geneigt zu machen, so daß ihm dieser die Predigterlaubnis für seinen Sprengel trotz ärmlicher theologischer Ausbildung in großmütiger Weise erteilte. Das war aber gar nicht nach dem Sinne unseres Sundar; denn es hätte ihn verpflichtet, unter den Augen und der ständigen Kontrolle älterer und bewährter Geistlicher tätig zu sein. Was er aber wollte, war, sich unbeaufsichtigt im Lande umherzutreiben, um ihm allein wichtigen „höheren" Zwecken zu dienen. Das aber gerade erregte Anstoß in der beamteten Geistlichkeit (P. 39). So verzichtete er denn schon bald (nach Hs. 279, 4. Aufl. im Jahre 1911) auf alle Rechte des geistlichen Amtes und ging wieder nach – „Tibet".

Die paar Monate Lahore, das war die längste Zeit seines Lebens, die er hintereinander in demselben christlichen Kreise zubrachte. Seine Mitschüler lernten ihn dabei als den lustigen Bruder kennen, „fröhlich, vergnügt und stets aufgelegt zu allerlei Streichen und Possen" (s. vorn). Sein damaliger Klassenlehrer, Professor Wood, aber urteilt über den ihm zur Ausbildung als „Laienbruder" übergebenen jungen Mann u. a. also: „Damals machte Sundar Singh auf mich den Eindruck eines tüchtigen Durchschnittsstudenten. Er erzählte nichts von Ekstasen oder Visionen, noch von seiner Reise nach Tibet und irgendwelchen wunderbaren Ereignissen. Er tat sich nicht besonders als Studierender hervor. Er erlernte keine Wissenschaft. Wenn ich mich recht erinnere, legte er das gewöhnliche Examen der Oberklassenschüler ab. Er lernte nicht Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Der Unterrichtskursus war: Bibelwissenschaft, Gebetbuch, etwas elementare Kirchengeschichte und elementare Apologetik und ein Abriß der nichtchristlichen Religionen, mit denen sie in Berührung kommen konnten. Als er später vom Bischof Lefroy die Erlaubnis zu predigen erhielt ... gab er sie zurück, da er sich eher zu einem prophetischen als zu einem pastoralen Dienst berufen fühlte. Bei uns haben wir oft gesagt: Wir hatten keine Ahnung, als Sun

dar Singh Studierender war, daß er eine religiöse Persönlichkeit von Weltruf werden sollte."

„Losgelöst für immer von allen kirchlichen Institutionen und Konfessionen" (Hs. 42; P. 39), erfreute sich Sundar nach dem kurzen christlichen Intermezzo wieder der Freiheit, seine geheimnisvollen Wege unbeobachtet gehen zu können.

Verſchloſſenes Land.

Tibet iſt ein ſchönes Land für Reiſebeſchreiber, die nicht dort geweſen ſind, aber Selbſterlebtes zum beſten zu geben gedenken vor einem religiös oder irreligiös ſenſationslüſternen Publikum. Oder Tibet war dies doch, bis vor einigen Jahren Sven Hedin und andere es erforſchten.

Seitdem will das Schwindeln gar nicht mehr recht glücken. Und als der Bolſchewiſt Oſſendowſki[1]) im Jahre 1924 ſeine ſchaudererregende Flucht vor den böſen Bolſchewiſten juſt durch „Tibet" beſchrieb, da nützte es ihm nicht einmal, daß er ſeinem Buche ein angebliches Motto aus „Titus Livius" voranſtellte, das nirgends in „Titus Livius" zu finden iſt. Eines, in dem unbedingte Wahrhaftigkeit als vornehmſte Pflicht des Reiſebeſchreibers gefordert wird. Der große Schwede entlarvte ihn dennoch als einen ſchamloſen Betrüger, der nie das Land auch nur mit einem Fuße betrat. Und weil der edele Pole gar ſo maßlos auch über andere Weltgegenden log, die er durchwandert haben will, verfaßte Sven Hedin ſein wertvolles Büchlein: „Oſſendowſki und die Wahrheit" (Leipzig, Brockhaus 1925). Am liebſten druckten wir es von Anfang bis zu Ende als Einleitung zu dieſem Kapitel ab. Denn es lieſt ſich wie eine Fortſetzung unſeres Taxilbuches und wie eine Überleitung zu dem vorliegenden

[1]) Dieſer Taxilgenoſſe war — wie mir ein früherer ruſſiſcher Staatsrat von dort mitteilt — während der ruſſiſchen Revolution Sowjet-Kommiſſär der Oſtmandſchurei und dann in gleicher Eigenſchaft in Sibirien. Jetzt arbeitet er unter der Maske eines Bolſchewiſtengegners für den Bolſchewismus! (Siehe Sven Hedin a. a. O.)

Schriftchen. Nie haben wir eine größere Befriedigung empfunden, als bei der Entdeckung, daß der größte Kenner Tibets auf seinem eigensten Forschungsgebiete genau zu derselben Beurteilung der Ossendowski-Literatur gekommen war, wie wir von unseren Taxilunterſuchungen her (Sch. St. III 162). Denn er sagt: Der ganze Ossendowskische Bücherschwall könne nur aufgefaßt werden als gemeinsames Unternehmen einer Schriftsteller-Gruppe, die auf geistige Vorbereitung der roten Sowjetherrlichkeit hinarbeite!

Daß anhaltendes Lügen über Tibet einmal so erschwert werden würde, konnte Sundar Singh nicht ahnen, als er sich vornahm, seine — zunächst im Hinblick auf leichter erreichbare Gebiete erprobte — Kunst des Fabulierens hinfort vorwiegend Tibet und dessen ähnlich unzugänglichen Nachbarlanden, wie Nepal, zuzuwenden. Denn damals galt dasselbe noch als das „verschlossene Land", das kein Europäer betreten durfte. Für einen religiösen Münchhausen schien also hier das denkbar günstigste Jagdgebiet. Und so wurde es denn für Sundar schon vom Jahre 1908 an eine ebenso „ernste" Sache, die Bewohner „Tibets" zu Christen zu machen, wie 14 Jahre früher für Fräulein Vaughan, die Völker der Erde für den Teufelsdienst zu gewinnen. Von da ab ließ er es, wie er sagt (St. 20), sein angelegentlichstes Bestreben sein, „die reichliche Hälfte jedes Jahres" in diesem geheimnisvollen Lande zu verbringen, während die Arbeit der Wintermonate Indien geweiht sein sollten (St. 20). Und, wie er z. B. an Heiler am 5. Januar 1925 schreibt, gelang ihm das auch im großen ganzen: „Ich weilte gewöhnlich in Westtibet, manchmal zwei Monate, dann wieder vier oder auch weniger."

Was machen doch andere für eine Begebenheit, wenn sie in solch unwirtliche Gebiete eindringen wollen, wo himmelragende Gebirge, immer eines hinter dem andern, sich türmen, gewaltige Höhen auf dürftigsten Pfaden zu erklettern, ausgedehnte Gletscherfelder zu überschreiten sind usw.! Man denke bloß an die versuchte Ersteigung des Gaurisankar neulich!

Ganze Karawanen werden ausgerüstet, die alles nachschleppen, was das Nehmen von Hindernissen, leibliche Versorgung, Schutz gegen Schneestürme, Unwetter, wilde Tiere — und was sonst noch! — ermöglichen soll. Sundar Singh nahm nicht einmal einen Spazierstock mit! Einziger Schutz war ihm sein knallrot — in der Farbe der Kommunisten — eingebundenes Neues Testament. Dies in der Hand, ein gelbes Hemd auf dem Leibe und eine Decke als Turban um den Kopf gewickelt — das war alles, was er brauchte! „Wie ein Fakir im heißen Sonnenbrand, barfuß, selbst in Schnee und Eis. Und wenn ihm die Eisschollen die Füße blutig schneiden, gefriert das Blut auf dem Weg." Jeder andere hätte sich am ersten Tage glatt die Beine erfroren. Ihm machte es nichts. Deshalb hat er sich auch den Ehrennamen erworben: „der Apostel mit den blutigen Füßen". Dabei fällt es jedem auf, wie zart und gepflegt nicht bloß seine Hände, sondern auch diese Füße sind[1]). Nicht die geringste Spur einer Verletzung scheint an ihnen haften geblieben. Nichts Verhorntes, Abgearbeitetes daran. Wüßte man nicht, was sie ausgehalten haben: jeder müßte den Mann für den Typ eines verzärtelten Literaten aus den Kreisen des dekadenten Großstadtkommunismus halten, der in Luxus und Wohlleben seine Tage verbringt.

Merkwürdig nicht bloß dies, sondern auch, daß ihm, dem Vielgereisten, der Sinn für Bestimmung von Zeiten und Orten anscheinend völlig abgeht! Nicht einmal annähernd vermag er in der Regel darüber Auskunft zu geben, wenn er danach gefragt wird. Und gibt er's an, dann stimmt's nicht. Das kommt davon, wenn man sich nichts notiert! Letzteres aber zu tun, geht ihm geradezu wider die Religion. „Ich erinnere mich nicht des Jahres und des genauen Monats, wo mir das und das zustieß" — so pflegt er in solchen Fällen zu antworten —, „da ich kein Tagebuch führe. Denn ich habe für den Herrn gearbeitet, der alles weiß, aber nicht, um einen

[1]) „Seine Hände und Füße sind fein geformt und vorzüglich gehalten" (P. VIII).

Bericht oder eine Erzählung zu schreiben." Es ist ja auch etwas viel von einem jungen Mann in den Dreißigern verlangt, daß er durch Nachdenken herausbringen soll, wann er den Chimborazo erklettert oder bei Daniel in der Löwengrube gelegen hat! Dazu gehört Aktenführung! Und wie entmutigend muß es für ihn sein, wenn er nun wirklich einmal einen Namen nennt, und dann passiert es ihm, daß die besten Landeskenner versichern, einen Ort dieses Namens gäbe es überhaupt nicht! Dabei hatte z. B. im Falle „Kasar" unser Freund ausdrücklich erklärt, der Ort liege „mehr als 600 oder 700 Meilen von Gyantse und Darjeeling entfernt"! (H. 15.) Bei einigermaßen gutem Willen brauchte also bloß einer von genannten Städten mehr als 600 oder 700 Meilen in beliebiger Richtung immer geradeaus zu gehen, und wenn er dabei mit der Nase nicht an eine Felswand stieß, kam er ebenso totsicher hin, wie Sundar einst dort war! — Die kleinen Mängel in bezug auf Zeit- und Ortsangaben ersetzte das Erinnerungsvermögen des Sadhu übrigens reichlich, wenn auf „religiöse" Dinge die Rede kam. So z. B. auf den leider recht anfechtbaren Glaubensstand aller seiner Kritiker. Ungünstige Bemerkungen, die ihm über solche Schädlinge des Christentums zu Gehör gekommen waren, fielen ihm auf der Stelle ein. Und nun gar das „Selbsterlebte": Einzelzüge der furchtbaren Verfolgungen, die er erlitt, der edlen Handlungen, die er gewohnheitsmäßig beging, der tiefen Wirkungen, die er auf andere erzielte, usw. In alledem bildete sein „Gedächtnis" eine schier unerschöpfliche Fundgrube. Bei jedem neuen Erzählen einer solchen Geschichte fallen ihm sogar immer neue Züge ein und wieder neue, so daß das Ganze zuletzt wie ein ganz neues Erlebnis aussieht. Ein hoher englischer Beamter nannte ihn deshalb einmal „einen frechen Schwindler" (bare-faced liar; St. d. Zt. 1924, S. 114). Dies speziell wegen der Fülle von furchtbaren Grausamkeiten, die sein Erinnerungsvermögen, als von den Landesbewohnern an ihm begangen, produzierte! Auch Sven Hedin veranlaßten solche „Erlebnisse" Sundars, zu versichern:

„Die Tibetaner sind überhaupt nicht grausam. Sie sind ganz harmlose und gutmütige Leute." (Pf. 97). Missionar Marx stößt in dasselbe Horn: „Von solch grausamen, unmenschlichen Strafen, wie sie Sundar Singh in Tibet durchgemacht haben will, habe ich im westlichen Tibet nie gehört." Und „alle intimen Beobachter des Volkes und Kenner des Landes" singen unisono das Lied von der „Milde und Toleranz" der Tibetaner und ihrer Nachbarn.

So kam Sundar durch „Gedächtnisfülle" in schlechten Ruf. Und man fing schließlich an, zu behaupten, er sei niemals in Tibet gewesen. Das Gegenteil zu beweisen, war er nicht imstande. Denn niemand hatte bisher „gewagt", ihn in das unheimliche Land zu begleiten. Wo er die so scharf bewachte Grenze überschritt, das durfte er auch keinem Menschen sagen, um „die Missionare nicht bei der Regierung in Ungelegenheiten zu bringen" und vor allem nicht sich selber den Weg dahin zu versperren (H. 6). Also genau wie Miß Vaughan, die ihren Aufenthaltsort, den Ort ihrer Taufe usw. nicht verraten durfte, weil der Dolch der Freimaurer über ihr schwebte! Drüben aber wanderte er „monatelang allein in Gegenden, die selten von eines Menschen Fuß betreten wurden" (P. 64). Wo sollten da die Zeugen herkommen? Nur einer bestätigt, daß er mit ihm beinahe in Tibet war. Das ist der Missionslehrer Ali. Und der sagt von den Erlebnissen, die Sundar dort gehabt haben will: „Sie hören sich schön an, wie die Sagen vom König Kesar. Aber sie sind schwer zu glauben. Ich denke, ein Gebildeter kann sie nicht glauben." Es handelte sich um zwei Ausflüge, die er mit ihm (1908 und 1912) in die Umgebung der Missionsstation Poo machte. Sie betraten dabei auch einen Landzipfel, der durch himmelragende Gebirge vom „verschlossenen" Tibet getrennt ist und so wenig zu letzterem gehört, daß die Herrnhuter dort ungehemmt Mission treiben! Sundar selbst läßt dieses Gebiet als zu Tibet gehörig nicht gelten! Denn er schreibt (11): Die Herrnhuter „sind nie in Tibet gewesen. Sie haben nur an

den Grenzen von Tibet gearbeitet. Und so wissen sie nicht, was in Tibet vor sich geht." Unbehelligt kehrten damals beide Touristen nach ein paar Tagen auf englisches Gebiet zurück. Dies aber sollten die zwei einzigen durch Zeugen beglaubigten „Tibet"-Reisen der Sadhu bleiben. Und doch gab es einen Tag, da wären beinahe gleich eine ganze Reihe derselben als wirklich geschehen erwiesen worden! Das war, als Zeitungen meldeten, daß der amerikanische Missionsarzt Dr. Sheldon vom Dalai Lama nach Lhasa eingeladen, aber auf dem Weg dahin durch Banditen ermordet worden sei. Sicherlich aus dem Freundeskreis unsers Sadhu mit authentischen Nachrichten darüber versehen, stellte damals die Zeitschrift „The Missionary Review of the World" (1922, nach Hs. 220 zu schließen) fest, wie Sundar gerade mit diesem Doktor so oft Tibets Gaue durchwandert habe. Dessen jäher Tod war ein großes Unglück für den des Beweises seiner Glaubwürdigkeit so sehr bedürftigen „heiligen Mann"! Aber er teilte dasselbe mit der nicht minder angezweifelten Teufelsbraut Diana Vaughan, die ja auch nahe daran war, eine „Heilige" zu werden. Denn als der bekannte italienische Abgeordnete Graf Ferrari seinerzeit meuchlings erstochen wurde, hat sie es der Öffentlichkeit bekannt, daß er ihr intimer Freund, begeisterter Teufelsdiener und im Augenblick seines gräßlichen Todes gerade im Begriff gewesen sei, mit für den Erweis ihres Daseins ungemein wichtigen Akten unterm Arm, sie zu besuchen. So können sich beide „Heilige" miteinander trösten.

Wir werden bei dieser Lage der Dinge gut tun, an die Tibetreisen unseres Freundes ebensowenig zu glauben wie an die Existenz der Taxilschen Teufelsmiß. Denn außer den soeben vorgelegten gibt es keinen einzigen Beweis dafür, daß Sundar Singh je auch nur fünf Minuten im „Verschlossenen Lande" war. Nie hat ihn ein lebender Mensch dort gesehen. Nie kam einer von dort, der etwas von ihm gehört hätte. Kein Europäer, kein Inder und auch kein Tibetaner!

Was aber das Seltsamste ist: Seit dem Jahre 1908, also seit 18 Jahren, will er fast jedes Jahr lange Zeiten in Tibet gereist und seine beste Kraft darauf verwandt haben, diesem Volke das Evangelium zu verkünden. Und trotzdem versteht er bis zum heutigen Tage so gut wie kein Wort Tibetanisch! Noch am 15. Januar 1925 schreibt er z. B. an Heiler (H. 14), daß er „nur sehr wenig Tibetanisch" könne! Dabei besitzt er natürliches Sprachtalent. Als 7jähriger Knabe bereits will er die ganze, in Sanskrit abgefaßte, Bhagavadgita von Anfang bis zu Ende auswendig gekonnt haben (Sch. 15). Der Berner Arzt Dr. Kocher, bei dem er zu Gast war, nennt ihn „einen Mann von außergewöhnlicher Intelligenz, einen scharfen, eindringlichen Beobachter, mit beachtenswertem Gedächtnis begabt" (Th. W. 1925) usw. Wie er es unter solchen Umständen fertig brachte, daß ihm bei dem häufigen Verweilen im Lande dessen Sprache nicht von selbst anflog, wie er sich mit den Leuten auch nur über Alltägliches verständigte, wie er seine religiösen Gespräche mit ihnen führt, vor Behörden sich verantwortete und ihnen Tag für Tag — mit nach seiner Versicherung phänomenalem Erfolge — das Evangelium verkündigte, das wissen die Götter!

Neuerdings verkauft Sundar gern mit einem „jungen tibetanischen Dolmetscher", der ihn nicht selten auf seinen Reisen begleitet habe. Er nennt ihn „Thapa" (tibetanisch = Inder). Aber noch hat kein Mensch diesen Thapa zu Gesicht bekommen. Und selbst Sundar ist sehr verzagt, wie er ihn herbeischaffen soll, obgleich derselbe nach seiner Versicherung viele wunderbare Erlebnisse bestätigen würde, die man ihm allein nicht recht glauben will. „Denn", so sagt er, „nach diesem Teile Tibets" — es ist die Gegend von Rasar — „besteht keine Postverbindung" (H. 14). Selber hinübergehen und ihn holen, das kann er nicht, weil er sich, seit dies wünschenswert wurde, gar nicht mehr recht wohl fühlt. Er ist „lungenleidend", so daß er vielleicht die strapaziösen Gebirgstouren nach Tibet überhaupt wird einstellen müssen.

Dabei könnte ihm „Thapa" noch in einer anderen Sache gerade jetzt recht nützlich sein. Sundar hat bekanntlich bis heute noch keinen einzigen Tibetaner zum Christentum bekehrt. Alles, was er über solche Bekehrungen erzählt, hat sich als Schwindel oder doch völlig unkontrollierbar erwiesen. Ja, er hat überhaupt in Tibet und nach Tibet hinüber nicht das Geringste auf religiösem Gebiete geleistet, trotz der unermüdlichen Geldsammlungen, die er für „sein Werk in Tibet" betreibt, und trotz der großen Summen, die ihm von seinen Verehrern dafür übergeben wurden.

Behaupten wir da nicht zuviel? Heißt es nicht bei Heiler: daß er „immer wieder von seinen europäischen Freunden Unterstützung durch Bücher und Geldspenden für seine Bibelschule in Tibet" erbat (H. 170; s. Pf. 210)? Erschienen nicht in Schriften und christlichen Blättern sogar Abbildungen mit der Unterschrift: „Sundar Singhs erste Sonntagsschule in Tibet"? Wurde letztere nicht überall auch als von ihm errichtete „Evangelistenschule für tibetanische Jünglinge und buddhistische Priester" gepriesen (Ch. W. 1925, 158)? Für solche Leistungen doch wenigstens verdient der Mann Anerkennung und Dank! — Haben wohl unsere Leser schon einmal von den Bildern gehört, die der „Dr. Bataille" aus China mitbrachte und in seinem Teufelsbuche veröffentlichte? Die Bilder waren richtig. Aber sie stellten etwas anderes dar, als darunter stand. Genau so verhält es sich auch mit Sundars „Evangelistenschule". — Durch Verhör des Leiters der Schule in Gyantse, das zwei angesehene Geistliche — ein evangelischer und ein katholischer — vornahmen (Genaues bei Pf. 211 ff.), wurde festgestellt: Diese uns in Abbildung vorgeführte Schule ist weder eine Bibel-, noch eine Sonntags-, noch gar eine Evangelisten-Schule, sondern eine kleine private Volksschule, die ein gewisser Tharchin im Oktober 1921 ohne Wissen Sundars in Gyantse gegründet hatte. Letzterer hatte mit dieser Grün-

dung überhaupt nichts zu tun. Er hat sie auch niemals mit eigenen Augen gesehen. Denn er war nachgewiesenermaßen niemals in Gyantse. Aber da Sundar Singh viel Geld für sein gar nicht vorhandenes „Werk in Tibet" zusammenbrachte, wollten und mußten seine christlichen Freunde ab und zu auch einmal etwas davon erzählt bekommen, was aus ihrem Gelde geworden sei. So gab er denn einfach die Schule Tharchins für „seine" Schule aus. Als Bestätigung ihr zugewandter Unterstützung ist er sogar im Besitz einer Empfangsbescheinigung über 10 Rupis, das sind — man sage und schreibe: — ungefähr 13 Reichsmark. Die hat er dem Professor Heiler zugeschickt. Nach Aussage Tharchins sind es im ganzen „höchstens" 336 Schweizer Franken, keine 300 Mark, die er im Laufe der Zeit von Sundar bekam. Nicht viel für einen Mann, der zuweilen in einer einzigen Versammlung 1000 und mehr Franken zusammenbrachte. Miß Daughan pflegte in Fällen, wo sie den Katholiken Sand in die Augen streuen wollte, je 100—500 Franken anzuwenden (Sch. St. II 81; III 7; 54 usw.). Im übrigen legte Sundar Singh die von ihm gesammelten Gelder bei der Bank in seinem geliebten Simla an. Diese Bank aber verkrachte! Der Sadhu schreibt am 12. August 1925, er habe nicht die Hälfte des eingelegten Betrags wiedererhalten (Pf. 219). Ganz ehrlich scheint jedoch auch das nicht zu sein. Denn, wie uns Pfister mitteilt, hatte die Bank schon im September 1924 den Gläubigern 50 Prozent ihrer Forderungen ausgezahlt. Da Sundar mit dem Geldsammeln fortfuhr, auch nachdem „seine" Schule gegen Ende 1923 eingegangen war, redete er nun plötzlich von zwei Schulen: der nicht mehr vorhandenen in Gyantse und einer blitzneuen. Nach seiner Versicherung liegt diese in „Westtibet", und zwar — über die genaue Lage scheint er nicht unterrichtet zu sein! — „in der Nähe von Rasar", das heißt: auf dem Monde. Denn wo „Rasar" liegt, weiß kein Mensch. Leiter derselben ist — der unerreichbare „Thapa"!

Hiermit schließen wir den Bericht über das, was der

„Apostel des Ostens und Westens" — wie man ihn nennt — in 18jähriger schwerer Arbeit auf seinem Haupt- und Lieblingsgebiete „Tibet" für das „Christentum" leistete, und gehen zu seinen Erlebnissen über.

Diese „Erlebnisse" Sundar Singhs in Tibet und Umgegend lesen sich zum Teil hocherbaulich. Doch ist auf der ganzen Erde nicht für ein einziges von ihnen ein Zeuge zu finden. Und sie sind zweifellos samt und sonders von A bis Z erlogen.

Wenn man ihnen trotzdem Glauben schenken wollte, so wäre Tibet das wunderreichste aller Länder der Welt. Man nennt es das Dach der Erde. Und auf diesem „Dach" geht, Sundar zu glauben, der Herr mit seinen Engeln noch gar manchmal spazieren. Einer der letzteren kam zu einem Einsiedler und führte ihn hundert Meilen weit zu einem Christen, der ihn bekehrte und taufte (Namen und Orte unbekannt). — Als ein tibetanischer Christ in den Abgrund stürzte und dort dem Verschmachten nahe war, trat ein Unbekannter zu ihm und gab ihm zu trinken aus seinen Händen. Die Wundmale offenbarten es ihm: es war sein „Herr und sein Gott"! — Zu einem Aussätzigen kam ein Fremdling und goß ihm Wasser über die verdorrten Hände, sie waren gesund im selben Augenblick. Auch er erkannte gleich den Erlöser, der rasch entschwand. — Eine Lichtgestalt erschien einem Eremiten, der Selbstmord begehen wollte, und sprach: „Die mich suchen, werden mich finden." Der Gerettete hat es dann Sadhu selber erzählt, daß es Jesus war. — Mühselig schleppte sich Sundar auf der Landstraße dahin, als sich einer zu ihm gesellte, bei dessen Worten es ihm wundersam freudig ums Herz ward. Erst als derselbe dicht vor dem Dorfe plötzlich nicht mehr zu sehen war, kam es ihm zum Bewußtsein, wer es gewesen sei. — Auch größte Reiseschwierigkeiten wurden mit übernatürlicher Hilfe spielend überwunden. Dem ratlos am Ufer eines Flusses Stehenden reichte ein aus dem Nichts auftauchender Mann einen mit Luft gefüllten Schlauch, der ihn sicher hinübertrug. Ein

andermal lud ihn solch ein vom Himmel gesandter Helfer einfach auf die Schultern und durchschwamm mit ihm die reißende Flut. — Erbarmungslos hatte man den Prediger des Evangeliums im Wald mit Ketten an einen Baum geschlossen. Da stand Sundar hungernd und dürstend in finsterer Nacht, im Herzen nur das eine Bedauern, daß er sterben müsse, ohne durch seinen Märtyrertod Zeugnis abzulegen vor vielen Menschen. Früh war das Schloß gelöst und die Ketten lagen zu seinen Füßen, daneben aber vom Baum gefallene Früchte, an denen er sich labte. — In einer andern Nacht, ohne Nahrung im tiefen Forst, brachten ihm zwei geheimnisvolle Männer in der Geisterstunde Speise und Trank. — Engel führten ihm Heilssuchende zu. — Aber auch welch furchtbarer Ernst trat ihm oft nahe! Zwei Bettler sieht er vor sich ihre Straße ziehen, von denen einer auf einmal wie von der Erde verschlungen ist. Beim Näherkommen erblickt er am Boden eine zugedeckte Gestalt. „Ach Herr!" klagt der bei ihr steht: „Mein Freund ist soeben gestorben, und ich bin hier fremd! Geben Sie mir Geld, daß ich ihn bestatten kann!" Zufällig hat der Sandhu zwei Kupfermünzen bei sich, die man ihm schenkte, um einen Brückenzoll bezahlen zu können. Er gab sie ihm samt seiner Decke. Gleich darauf aber kommt ihm der Beschenkte ganz verzweifelt nachgerannt und schreit: „Mein Freund ist wirklich tot!" Der Heilige weiß nicht, was er davon zu halten hat. Erst allmählich fängt er an zu begreifen: Die beiden üben seit langem ihr Handwerk in der Weise, daß sie sich abwechselnd tot stellen, wobei dann immer der andere das Mitleid der Vorübergehenden anruft. „Ich bin nur froh," schloß der Bettler, „daß ich heute nicht an der Reihe war, den Toten zu spielen!" Nach einer erbaulichen Ansprache Sundars fand die Taufe, wie er sagt in Garhwal, statt. Als man ihn später darauf aufmerksam machte, daß „Garhwal" gar keine Stadt, sondern ein Land ist, hat er sich verbessert und erstaunlicherweise einmal wirklich genaueste Namen genannt: „Ich sandte den Mann zu Dr. Wilson in

Dharchula", sagte er. Doch mußte er leider sofort hinzusetzen: „Dieser Doktor starb vor einiger Zeit. Und der Mann starb ebenfalls." Alles tot. Also wieder nichts! Und wie schön wäre es doch gewesen, endlich einmal Zeugen vernehmen zu können! So auch in dem folgenden Fall: Er hatte in einer Höhle einen Einsiedler entdeckt, der so fromm war, daß er sein langes Haupthaar droben an die Decke befestigte, bloß um beim Beten nicht einzunicken. Es bedurfte nur einiger Bibelworte aus des Sandhu Mund: „Kommt her zu mir alle" usw. Da bindet der Hochbeglückte auch schon seine Haare ab: „Jetzt hat meine Seele ihre Ruhe gefunden!" Die Bitte, ihn auf der Stelle zu taufen, erfüllte Sundar nicht. Er hat ihn zur nächsten Missionsanstalt geschickt. Traf dort nicht ein. Muß sich verlaufen haben. — „Ich lag einmal", erzählt Sundar Singh weiter (St. 74; Sch. 100), „in einer wunderschönen Blumenwiese und konnte mich an all der Pracht nicht sattsehen. Da kam ein Mann und rief mir zu, ich möchte doch weggehen. Denn schon sei mancher in diesen Blumen gestorben." Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß die Blumen nicht etwa giftig waren. Nein! Aber sie sind so schön, daß die Leute ob all der Schönheit alles vergessen, sogar das Nachhausegehen. Und so müssen sie schließlich, ohne sich dessen bewußt zu werden, elendiglich verhungern! Es scheint aber doch auch mit dem Geruch etwas nicht ganz richtig zu sein. Denn wie würde sonst der Sadhu bei anderer Gelegenheit behaupten, daß, wer dort weilt, in einen tiefen Schlaf verfalle, deshalb „röchen die Vorübergehenden stets an einem andern Kraut, als Gegenmittel". Doch betont er auch hier, daß nach von ihm an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen von Giftigkeit nicht die Rede sein könne. „Denn die erkrankten Menschen stürben immer erst nach etwa 12 Tagen, und zwar aus Mangel an Nahrungsaufnahme!" Hätte der Sadhu doch wenigstens ein paar von den Blumen mitgebracht, daß man auch einmal dran riechen könnte! Wie leicht fiele dann der Glaube. Doch es sollte auch so gehen. Denn eine „indische

Dame" schrieb an Professor Streeter nach England (St. 74): Sie habe diese Geschichte ursprünglich für ein bloßes Gleichnis gehalten, höre aber zufällig von einem Kuli, daß er infolge des Blumenduftes 9 Tage lang schlief. Es wird jetzt in Indien nach diesem Kuli gesucht. — Den tiefsten Eindruck machte auf Tibetaner, aber auch andere, der Edelmut und die wahrhaft christliche Haltung, die Sundar in jeder Lebenslage bewahrte. Er predigte z. B. einmal am Ganges, das Neue Testament in der Hand, inmitten einer großen Menschenmenge. Ein Kerl wirft ihm dabei, mir nichts dir nichts, eine Handvoll Sand in die Augen. Sundar geht ruhig an den Fluß, wäscht sich die Augen aus und predigt dann weiter. Beschämt fällt ihm der Mann zu Füßen, wird Wahrheitssucher, folgt ihm auf seinen Reisen. Heißt Vidyananda. Wird jetzt tot sein. Nicht schreiben! — Sundar sitzt am Straßenrand, singt ein geistliches Lied, obgleich er — wie er sagt — eigentlich keine Stimme hat. Leute kommen und verprügeln ihn dafür so, daß das Blut über Gesicht und Hände strömt. Er verbindet bloß seine Wunden, betet dann für die Feinde und verkündet ihnen die Liebe Christi, der ihnen alles verzeihe. Ein Reform-Hindu, der dabei war, ein „gebildeter Mann", ist erschüttert, bekehrt sich, läuft dann in der halben Welt herum, um „die blutende Hand" wiederzufinden. Er schreibt sogar lang und breit wegen ihr an den „Nur Afshan" (P. 47): Einzig und allein diese Hand solle ihn taufen! Aber als er endlich den Sadhu trifft, schickt der auch ihn weg zu einem andern — aus Bescheidenheit! — An einem Wintertag in Tibet. Auch im Winter trieb ihn der Seeleneifer! Es schneit. Es schneit sogar ungeheuer. Ein eisiger Nordwind läßt alles in Frost erstarren. Abgründe gähnen. Der Weg wird unpassierbarer. Beide Wanderer schleppen sich nur noch. Und die Nacht naht. Da drunten am Abhang ein Mensch, hinabgestürzt und fast schon erfroren! Der Begleiter will nicht mit: „Wir können froh sein, wenn wir das eigene Leben retten!" Da läßt er ihn gehen und holt allein mit unsäglicher

Mühe den Erstarrten herauf. Ihn auf dem Rücken, geht's im Schneesturme weiter auf kaum noch erkenntlichem Pfade. Wie solche Last einem doch warm macht! Bald spürt Sundar nichts mehr von der Kälte. Eine wohlige Wärme strömt von ihm aus, teilt sich dem Erstarrten mit, so daß er sachte auftaut. Als sie dann frohgemut, ihren Schöpfer dankend, selbander ihres Weges ziehen, finden sie dicht vor dem Dorf eine Leiche. Es ist der Gefährte von vorhin. Weil er ein bis zwei Zentner zu wenig geladen hatte, kühlte er aus, konnte nicht mehr weiter, ging zugrunde! Nie hat der Sadhu, wie er sagt (P. 66), „eine bessere, praktische Erklärung des Wortes kennengelernt: ‚Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren'" (Mtth. 16, 25). — Im Walde von Bhulera fallen Räuber über ihn her. Einer dringt mit dem Dolche auf den Wehrlosen ein. Der erwartet mit gebeugtem Haupte den Todesstoß. Da läßt der andere von ihm ab. Sie fordern nur sein Geld. Er hat kein's, gibt ihnen den Teppich, darf gehen. Nicht lange, so ruft man ihn zurück. Also soll es doch noch gestorben sein? Nein doch! Sie wollen seine Lehre wissen, seinen Glauben! Er liest ihnen einfach das Gleichnis vom reichen Manne vor. Da erfaßt die rauhen Gesellen bleiches Entsetzen: „Wenn das schon die Strafe für so kleine Schuld ist, was soll aus uns groben Sündern werden?" So lautet ihre angsterfüllte Frage. Und als er ihnen nun von der Gnade Gottes spricht, rückt einer von ihm fort, setzt sich von ferne und spricht wie der Zöllner: „Ich bin nicht wert, dir nahe zu sein." Unter Tränen legt der Mann schließlich sein Sündenbekenntnis ab. Am nächsten Morgen aber führt er Sundar in eine Höhle mit Haufen von Totengebein. „Das sind meine Sünden!" klagt er verzweifelt: „Gibt es für mich noch eine Rettung?" Die Geschichte vom Schächer am Kreuze rührt ihn so, daß er in die Knie sinkt und sich bekehrt. Drei andere der wüsten Burschen geben ihr blutiges Handwerk auf und werden anständige Menschen. Den Reumütigen begleitete Sundar alsbald zu Missionar Mackean, damit er ihn taufe.

Aber der hat, wie er ſagt, von der ganzen Sache nie eine Silbe gehört. Da beſann ſich Sundar, daß es ja auf einer andern Miſſionsſtation geweſen ſei, wo die Taufe ſtattfand. Dieſe andere gab's aber nicht. Eine dritte mit ähnlichem Namen war zu weit entfernt, als daß ſie hätte in Frage kommen können. Und ſo wird es wohl ewig ein Rätſel bleiben, was aus dem „Bekehrten" geworden iſt. — Mit der Tierwelt ſtand Sundar auf denkbar freundſchaftlichſtem Fuß, ſobald er die Grenze des „verſchloſſenen Landes" überſchritten hatte. Einmal flüchtete ein kleiner Vogel vor einem Habicht in ſeinen Schoß. Ungeziefer tat ihm nichts zuleide, als er in einer verlaſſenen Karawanſerei zu nächtigen ſich gezwungen ſah. Früh trocknet er dann ganz friedlich an einem Feuer ſeine durchnäßten Kleider. Da kommt eine Bande herangeſtürmt, die ausgerückt war, ihn umzubringen. Doch wie ſie ihn wohlbehalten in dem verrufenen Fieberneſte ſitzen ſieht, da fällt der Räuberhauptmann ihm zu Füßen. Wer eine Nacht da zubrachte und er lebt noch, der muß ein ganz beſonderer Liebling Allahs ſein! Acht Tage lang wurde die Verbrechergeſellſchaft nicht müde, ihn predigen zu hören. — Ein andermal hatte er ſich eine Höhle als Nachtquartier ausgeſucht. Früh liegt neben ihm ein mächtiger Leopard, der ihn in der Finſternis nicht bemerkt und offenbar den Schnupfen hatte, ſo daß auch die Witterung verſagte. Er ſchläft noch, und Sundar iſt gerettet! — Ein drittes Mal betet er unter einem Felsvorſprung und ahnt nicht, daß dicht bei ihm ſprungbereit ein ſchwarzer Panther hockt, der erſt tags zuvor mehrere Menſchen zerriß. Er aber erhebt ſich und geht ruhig an der Beſtie vorbei. Die Dorfleute ſahen's mit Entſetzen. Da hatte er dann freilich ihnen leicht predigen von der Liebe Gottes! — Ein viertes Mal war eine zerfallene Hütte ſein Zufluchtsort. Es war bitter kalt und regnete in Strömen. Da fühlt er gegen Morgen an ſeiner Seite etwas Warmes, Molliges. Ein dunkles Knäuel liegt neben ihm unter der Decke. Beim Hellerwerden erkennt er es als eine rieſige Kobra-

schlange. Sie hatte Schutz und Wärme bei dem Menschen gesucht. Vorsichtig, um sie nicht im Schlafe zu stören, entwindet sich der Sandhu der gemeinsamen Umhüllung. Es glückt. Er ist gerettet! — Aber draußen schämt er sich. Geziemt es sich für einen so frommen Manne wie ihn, so hasenfüßig zu entweichen? Und stolz erhobenen Hauptes begibt er sich wieder hinein, packt seinen Teppich und schüttelt das giftige Reptil mit Wucht heraus, um stolz befriedigt von dannen zu schreiten. Auch sonst hat ihm nie ein wildes Tier etwas zuleide getan. Wenn aber Menschen ihn bedrängten, machte sich im Notfalle der Herr Jesus selber auf und eilte mit seinen himmlischen Heerscharen zu Hilfe. So damals, als er vor feindselig gesinnten Dorfbewohnern sich in einer Höhle barg. Sie kamen hinterdrein mit Knütteln und mit Steinen. Er war umzingelt. Es gab keinen Ausweg mehr. Da plötzlich stutzten die Verfolger. Sie drängen sich zusammen, beraten. „Wer ist der Mann in glänzendem Gewande, der bei dir steht?" So rufen einige. „Und wer sind die andern, die dich umgeben?" — „Ich bin allein", gibt Sundar zur Antwort. — „So sieh doch die weißgekleidete Schar vor der Höhle!" klingt es zurück. Er kann nichts gewahr werden. Aber sein Glück als Prediger war bei den Augenzeugen des Wunders gemacht. Sie wohnen leider alle in für uns unerreichbaren Gebieten.

Das ist eine Reihe von „Erlebnissen" des hochberühmten Sadhu Sundar Singh! Man könnte manchen von ihnen sogar einen gewissen erbaulichen Wert zusprechen, wenn sie nicht als wirkliche Erlebnisse dargeboten würden und so einen Lügencharakter erhielten. Mit ihrem gelegentlichen Anflug von Humor und der noch mehr versteckt gehaltenen Neigung zu starker Übertreibung bilden sie das Gegenstück zu Taxils Freimaurergeschichten aus der ersten Periode seiner sogenannten „Enthüllungen", jener vor dem Auftreten des Höllendoktors mit seinem Hexengefolge.

Verwegener schon wagt sich der Übermut des Lügenerzählers hervor in Sundar Singhs tibetanischen Märtyrer-

geſchichten. Denn er will in dem „verſchloſſenen Lande“ nicht bloß geheime Chriſten angetroffen haben. Er erprobt die Leichtgläubigkeit ſeiner Opfer auch dadurch, daß er ihnen ausgeſucht unwahrſcheinliche Dinge von Glaubenszeugen berichtet, die mit ihrem Blut den Boden für ſein apoſtoliſches Wirken erſchließen halfen. Insbeſondere iſt es da einer, der als Wegebahner, gewiſſermaßen als ſein Johannes erſcheint. Schon deſſen Name deutet dieſe Beziehung an. Er heißt „Kartar Singh“. Und kein proteſtantiſcher Punjab-Miſſionar, den Pfiſter befragte, hat jemals von dem Manne etwas gehört (Pf. an mich 20. Auguſt 1926). Dieſe von Sundar erfundene Perſönlichkeit war nach ſeiner Verſicherung Sikh wie er. Sie hatte dieſelben tibetaniſchen Pläne wie er. Sie erlebte dabei genau ſo grauſige Geſchichten wie er. Zuletzt wurde Kartar in die friſche Haut eines Ochſen genäht, die man den ſengenden Strahlen der Sonne ausſetzte, damit ſie ſich zuſammenzöge und ihn langſam und qualvoll erdrücke. Niemand weiß etwas davon, daß ſolche Hinrichtungsweiſe in Tibet jemals angewandt worden ſei. Aber wilde argentiniſche Revolutionäre bedienten ſich ihrer (ſ. P. N. Krasnow: „Verſtehen heißt vergeben“ II 188, Frommann, Jena). Dadurch oder durch das Römiſche Brevier war ſie wohl Sundars Lieferanten bekannt. Um den eingenähten Kartar ſtanden die Unmenſchen her und weideten ſich an ſeinen Qualen. Totlachen wollten ſie ſich, als ſie ſeine Knochen zerknacken hörten, einen nach dem andern! Drei Tage ging das ſo fort, oder gar ihrer viere (Sch. 74). Zuletzt, als er den Tod nahen fühlte, bat Kartar ſeine Henker, ihm für wenige Augenblicke die rechte Hand freizumachen. Aus Neugier ſchnitten ſie ein Loch in die Ochſenhaut, nicht größer, als nötig. Er ſtreckt die Hand hindurch, ergreift ſein Neues Teſtament, das man achtlos — zufällig gerade in Greifweite — hatte liegen laſſen. Und man ſollte es nicht für möglich halten! dieſer wahrhafte Held und chriſtliche Bekenner, der keinen einzigen ganzen Knochen mehr hatte, findet die Stimmung, auch noch zu

dichten! In seiner unbequemen Lage schreibt er auf die erste Seite des Büchleins wunderschöne fromme Verse sowie ein paar Sprüche in verschiedenen Sprachen und verschied. Ein Beamter des Lama hub das herrenlos gewordene Büchlein auf, las darin, wurde Christ und hatte bald noch viel Furchtbareres zu erdulden als selbst Kartar, ohne daß wir indes Neigung verspüren, es nachzuerzählen. Er hat dann Sundar Singh das kostbare Erinnerungsstück verehrt. Nach Indien zurückgekehrt, suchte der Sadhu sofort den Vater des so grauenhaft Gerichteten auf, der glücklicherweise noch lebte. Als der Greis die Geschichte seines Sohnes vernahm, reichte er dem Heiligen tief ergriffen die Hand und sagte: „Auch ich glaube hinfort an Christus!" Um Mitteilung von dessen Adresse ersucht, wußte sie Sundar nicht. Doch fiel ihm bei dieser Gelegenheit ein, daß er ja gar nicht bei ihm gewesen war. Er hatte ihn vielmehr „zufällig" irgendwo „auf der Eisenbahn getroffen". Was den guten Mann veranlaßte, in seinen alten Tagen so in der Welt herumzureisen, ist uns nicht klar geworden. Vielleicht suchte er seinen Sohn und fragte jeden, dem er begegnete, ob er ihn getroffen. So würde es sich auch am ungezwungensten erklären, daß Sundar erfuhr, mit wem er es zu tun hatte. Ein weiterer glücklicher Zufall fügte es, daß unser Freund gerade das Neue Testament des Sohnes bei sich in der Tasche hatte. Und es war sehr nett von ihm, daß er es dem Alten schenkte.

Wenn man solche und ähnliche Geschichten Sundars liest, kommt einem in Erinnerung, was Taxil über die Vorträge berichtet, die er als Antiklerikaler zu halten pflegte. Er sagt (Sch. St. I 46): Er habe sich dafür „mit Hilfe eines Nachschlagebuches eine lange Liste von Folterqualen angelegt. Jede einzelne für sich würde ausgereicht haben, einen Menschen zehnmal zu töten. Er aber ließ sie allesamt, eine nach der andern, dem freigesinnten Philosophen Giordano Bruno gegenüber zur Anwendung bringen, so daß die Zuhörer vor Mitgefühl laut aufschrien" usw. Am überraschendsten aber

ist die Ähnlichkeit von Sundar Singhs eigenen Erlebnissen mit dem, was Dr. Bataille (Sch. St. II 29) zu sehen bekam, als er in Indien die unterirdischen Räume betrat, wo lebende und tote Fakire — letztere schon halb verfault — in Grüften kunterbunt durcheinander lagen, oder — teilweise von Ratten angefressen — sich zu Ehren Luzifers in Wandnischen hatten einmauern lassen und überhaupt so unerhörte Dinge geschahen, daß sein getreuer indischer Dragoman Ramasanipunstambypaleodobachi sich dabei unausgesetzt brüllend solange im Kreise herumdrehte, bis er wie tot zu Boden fiel.

Die Sache trug sich auf Sundars allererster Tibetreise (1908) zu. Er war nach seinem Spaziergang mit dem Herrnhuter Ali nochmals allein nach Tibet zurückgegangen und dabei in Rasar — „über 6—700 Meilen hinter Gyantse" — gelandet. Dort hatte er (ohne ein Wort Tibetanisch zu verstehen) mächtig gepredigt, war verhaftet und vor den Lama geführt worden. Die Sache endete schauderhaft. Zwar blieb ihm die Kuh- oder Ochsenhaut erspart. Dafür warf man den armen Jungen einfach in eine Zisterne hinein, die es merkwürdigerweise sonst in Tibet gar nicht gibt (Wie leicht sollte doch da der Ort Rasar ausfindig zu machen sein!). Ein roher Patron zerschlug ihm auch noch vorher den rechten Arm mit einem Knüppel. Die Bruchstelle zeigte er später dem Missionsinspektor Pohl, so daß ein „Zweifel, daß er in Rasar war, nicht gut möglich ist". Da Sundar indes bei anderen Gelegenheiten behauptet, es sei der linke Arm gewesen, empfiehlt es sich vielleicht, anzunehmen, daß ihm alle beide in Stücke geschlagen am Leibe baumelten, was ja die Unbequemlichkeit seiner Lage und zugleich das Wunderbare des Ereignisses noch bedeutend erhöhen würde. Glücklicherweise fiel er weich. Denn da drunten lag ein ganzer Haufe in Fäulnis übergegangener Leichen der vor ihm hingerichteten Verbrecher. Der Gestank freilich war fürchterlich. Dies um so mehr, als man — um das Zudringen von Luft zu verhindern — den eisernen Deckel droben mit einem Vorlegeschloß geschlossen hatte. Drei

Tage und drei Nächte lag er so, ohne Speise und Trank. Wo er hinfaßte, griff er in verwesende Leichenteile. Dazu der Schmerz des zerschmetterten Armes. Die ungewohnte Lage war ihm selber anfangs gar nicht behaglich. Er schrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Aber bald kam über ihn „ein Friede, daß ich ihn nicht beschreiben kann. Es kam mir der Gedanke, daß ich nie diesen Frieden empfand, als ich in Bequemlichkeit und Luxus meines Elternhauses lebte. Christi Friede machte für mich den tiefen Brunnen zum Himmelreich.“ In der dritten Nacht (!) hört er, wie oben der Deckel geöffnet wird. Ein Seil wird heruntergelassen, und eine Stimme ruft ihm zu, sich festzuhalten. Mit der letzten ihm noch gebliebenen Kraft klammert er sich — besonders mit den noch ganzen Beinen — an, fühlt sich emporgehoben und niedergesetzt. Eine unsichtbare Hand berührt ihn. Der Arm, soeben noch schrecklich schmerzend, ist heil. Wie er sich umsieht, läßt sich kein Retter mehr sehen. — „Vielleicht war es ein Engel oder auch Jesus selber, der mich aus dem Brunnen zog“, erklärte er auf Befragen. Zumal letzteres ist außerordentlich wahrscheinlich. „Das größte Wunder war jedoch“, so fügte Sundar fromm hinzu, „daß Jesus mitten unter diesen Leiden mein Herz mit seinem Frieden erfüllte.“ — Am nächsten Morgen steht der nicht Kleinzukriegende bereits wieder auf dem Markt und predigt, als ob sich das so gehörte. Zum zweiten Male verhaftet, wird er vor den Lama geschleppt. Der schäumt vor Wut. Wer es auch sei, der ihm den Schlüssel vom Bunde stahl, hinab mit ihm in den Brunnen! Da findet es sich, daß derselbe noch friedlich an seinem eigenen Gürtel hängt. Entsetzen erfaßt den Gewaltigen, und er bittet den Jüngling, die Stadt schleunigst zu verlassen, damit sein mächtigerer Gott nicht unerhörtes Unheil über ihn und sein Volk bringe.

Die lästige Angewohnheit, ihn nach allem möglichen auszufragen, hat die Erinnerung des Sadhu gerade in diesem Fall außerordentlich durcheinander gebracht. Es herrscht nicht nur die beklagenswürdige Ungewißheit über die Zahl der

Arme, die er damals zur Verfügung hatte, sondern auch der zu öffnenden Schlösser, ob ein oder zwei. Und auf eine weitere Frage gab er zur Antwort: „Die Geschichte mit dem Schlüssel trug sich zweimal zu, einmal in Rasar und einmal, als ich im Walde angebunden war." Auch ist er sich im unklaren darüber, ob er damals gleich wieder auf den Markt zum Predigen gegangen ist, oder sich mühsam aus der Stadt hinaus in eine Herberge schleppte, um da oder anderswo durch heimliche Christen sich langsam wieder gesund pflegen zu lassen. Sogar das Jahr ist ihm durch die viele Fragerei unsicher geworden, zumal als ihm nachgewiesen wurde, daß die Sache unmöglich im Jahre 1908 geschehen sein kann, wie er anfangs behauptet hatte. „Und ich weiß nicht das Jahr noch die genaue Zeit meiner Errettung aus dem Brunnen von Rasar, wie auch das Jahr meiner Versuchung, da ich nie ein Tagebuch bei mir hatte", schreibt er an Heiler (H. 2). Seine Hoffnung ist „Thapa". Und im übrigen: „Meine Botschaft ist nicht die Errettung aus dem Brunnen, sondern die Errettung aus Sünde und Tod durch Christus, unsern teuren Erlöser."

Die Ähnlichkeit mit seinem „teuren Erlöser" (!) zu vollenden, ist Sundar im Jahre 1914 sogar **gekreuzigt** worden! Und zwar geschah das nach seiner Versicherung in Ilom, gelegen im Lande Nepal, nicht weniger gefahrvoll als Tibet. Zunächst war er zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden wegen seiner Verkündigung des Evangeliums. Dorthin gebracht bekehrte er einfach alle Verbrecher zu Jesus. Keiner, der nicht Christ wurde! „Da entbrannte ihre Wut gegen mich. Sie nahmen mich heraus. Sie entblößten mich. Sie nagelten mich auf ein flaches Brett. Sie schütteten einen ganzen Korb voll Blutegel über mich aus. Dieselben schlossen meine Augen. Sie bedeckten meinen ganzen Körper und sogen all mein Blut aus. Dann erstickten sie mein Gesicht, indem sie Staub und Schmutz darauf warfen. Die ganze Nacht lag ich in Todespein auf dem Marterbrett, und oft dachte ich, mein Ende sei gekommen. Aber obwohl mein

Leib sich in großer Pein befand, war doch meine Seele wahrhaft glücklich, und ich verbrachte die meiste Zeit damit, daß ich Lieder sang[1]) und denen, die dabei standen, um mich zu verspotten und zu verhöhnen, von Jesus zu erzählen." Am nächsten Morgen waren die Verfolger erschrocken, als sie ihn noch am Leben fanden. Sie machten ihn los vom Brett. „Die Blutegel hatten so viel Blut von meinem nackten Körper gesaugt, daß ich taumelte ... und (beim Fortwanken) ein- oder zweimal zu Boden fiel" (wie Christus!). An jenem Orte lebten einheimische Gläubige, die der Sannyasimission angehörten. Die nahmen ihn auf und sorgten für ihn, bis seine Kräfte wiederkehrten.

So lügt Sundar Singh und lästert mit seinen Lügen Christi heilige Passion und Erlösertod! Ist es noch nötig, die Unmöglichkeit dieser Kreuzigungsgeschichte zu erweisen und die Schliche, mit denen er sie dann wieder in ein Eingespanntwerden in den Block umzudeuten sucht! Wozu hat sich Pfister die große Mühe gemacht, sie bis ins einzelnste zu verfolgen? Bei ihm (Pf. 183 ff.) lese man nach, wie Sundar die Reise nach Ilom im Jahre 1914 von Ghoom aus gemacht haben will. Wie er von dort ganze fünf oder sechs Tage fort war. Wie die Hin- und Rückreise dahin für einen vollkräftigen, nicht durch Marterung geschwächten Mann allein mindestens 5 Tage erfordert hätte, so daß für den Aufenthalt in Ilom allerhöchstens 24 Stunden übriggeblieben wären. In diesen wenigen Stunden würden unterzubringen sein: sein Predigen, die Verhaftung, Verurteilung, genügend lange Gefängnishaft, um sämtliche Gefangene zu bekehren, seine neue Verhaftung und Verurteilung, die Marterung und Kreuzigung, die Nacht in Todespein, seine Befreiung, Gesundpflegung und Wiedererlangung der Kräfte des blutleeren Körpers. Und dann kommt er zu Fuß wieder in Ghoom an, zeigt nicht die geringste Er-

[1]) Besonders schön kann es nicht geklungen haben, da er gelegentlich sagt: „Ich kann sonst nicht singen" (Hs. 98, 4. Aufl.). Er „fürchte, damit bloß Lärm zu machen" (St. 22).

schöpfung, erzählt keine Silbe von den furchtbaren Erlebnissen und hat als einziges Ungewöhnliches an sich vier oder fünf kleine Wunden, vielleicht von Blutegelbissen, die unter den dortigen Verhältnissen jeder von einem Waldspaziergang mitbringen kann und die er mit Jod behandelt. Kein Geringerer als der britische Gesandte in Nepal, Oberst W. F. O'Connor, den Sven Hedin einen der außerordentlich wenigen nennt, die Tibet gründlich kennen, schreibt: „Es ist unglaubhaft, daß die Nepalesen, die doch kein barbarisches und wildes Volk sind, eine solche Strafe über einen Menschen verhängt hätten. Ich habe alle Beamten hier befragt, die alle Kenntnis von Sundar Singh leugnen und ebenso feststellen, daß die Umstände, die er erzählt, ganz und gar unglaublich sind." Die vom Premierminister des Landes veranlaßte Untersuchung führte selbstverständlich auch zu einem negativen Ergebnis. Aber Sundar lügt munter weiter und macht seine Hexensuppe frommen Gemütern genießbarer durch die mit Richtigem vermischte Bemerkung: „Das größte Wunder ist, daß Jesus meine Natur verwandelt und mich von meinen Sünden erlöst hat... Daß ein Sünder, der tot war in seinen Übertretungen und Sünden, aufs neue von Christus wiedergeboren wird, das ist das größte Wunder der ganzen Welt. Ich möchte sagen, das einzige Wunder, das uns widerfahren kann, ist Christi Friede. ... Das übersteigt allen Verstand, das ist das Wunder über alle Wunder. Hat ein Mensch dieses Wunder erfahren, so staunt er nicht länger über äußere sogenannte Wunderwerke!" Daran knüpft er dann noch eine heuchlerische Warnung vor „Wundersucht"!

Es gibt keinen größeren Lästerer auf Gottes Erdboden, als diesen Sundar Singh, der mit dem Heiligsten sein Gespött treibt und der es in nichtswürdiger Weise mit seinen Lügen vermengt, sobald er den Mund auftut. O nein, Herr Heiler, es ist durchaus nicht gleichgültig, inwieweit Sundars Wundergeschichten „im äußeren geschichtlichen Sinne tatsächlich sind und inwieweit nur Reflexe seiner kindlichen Frömmigkeit"

(Hſ. 143). Wer nicht aus der Wahrheit iſt, der iſt nicht von Gott. Das iſt der Fluch unſerer Zeit, daß ihr das zarte Gewiſſen und ausreichender Wahrheitsmut abgeht. Nur wenn wir beide aufbringen, kann es gelingen, die Netze jener Lügnerbande zu zerreißen, die unſer geiſtiges und religiöſes Leben noch in Grund und Boden verderben muß, wenn ihrem die Welt umſpannenden Teufelstreiben nicht endlich einmal Einhalt geboten wird. Und das für „Reflexe kindlicher Frömmigkeit" halten! Was mögen ſich dieſe Geſellen totlachen bei ſolchen Verſuchen, alles zu verſtehen und alles zu verzeihen! Wie meinte doch Herr „Bataille", als er ſchließlich die Maske von ſich geworfen hatte? „Was ſoll ich zu den paar tauſend von Schwachköpfen ſagen, die in dieſen Märchen ihr Futter ſuchten — ich kann keinen beſſeren Ausdruck finden — und jetzt wie arme Teufel um ſich ſchlagen, um ſich zu verteidigen und ihre übernatürliche Gefräßigkeit von geſtern in Abrede ſtellen! ... Jene Verſammlung im bibliographiſchen Zirkel! Süßeſter Jeſus, war das aber ſchön! Dort bin ich zum erſten Male mit dem katholiſchen Publikum in Berührung gekommen. Wie ſchön, wie ſchön iſt doch dies Publikum! Aber wie viele Dummköpfe!" — Und wie ſagt der geprieſene Sadhu Sundar Singh? Man höre! „Die Kinder Gottes ſind liebenswert, aber ſehr wunderlich. Sie ſind gut, aber — ſehr beſchränkt!" (St. 23, wo noch mehr desgleichen). Es wird hohe Zeit, endlich Schluß zu machen.

Rätselhafte Geheimbündler

Das Groteskeste wohl, was sich Sundar Singh an Herausforderungen der Leichtgläubigkeit seiner Verehrer geleistet hat, ist die Geschichte vom Maharischi auf dem Kailasgebirge. Ihr witzelnder Übermut wetteifert mit den Abenteuern des Höllendoktors, in deren Erzählung Leo Taxil den Gipfel des Unwahrscheinlichen zu erklimmen begann. Dabei fällt noch besonders der Umstand auf, daß jede dieser beiden höchst seltsamen Geschichten mit einem gesucht drolligen Reiseunfall anhebt! Doch lassen wir, was der Sadhu persönlich darüber erzählte, für sich selber sprechen!

Nach der einen Lesart war es im Jahre 1909 (Zahir s. Pf. 191), nach der anderen (P. 78) aber erst 1912, wo Sundar zum ersten Male über die schneebedeckte Kette des Kailas zog. In 4600 Meter Höhe glitt er aus und kugelte ein Stück den Abhang hinunter, ohne sich jedoch dabei gleich dermaßen zu beschädigen, wie es Taxil in der Einleitung zu den erwähnten Abenteuern seinem „Reisenden in Nippsachen", Carbuccia, geschehen läßt (Sch. St. II 24). Immerhin vergingen einige Minuten, bis er wieder zur Besinnung kam. Als er die Augen aufschlug, lag er am Eingang einer riesigen Höhle, in der ein behaartes Wesen saß. Vor Schreck über den „gespenstigen und fast unheimlichen Anblick" wäre Sundar „beinahe wieder in Ohnmacht gefallen". Doch kam er allmählich zur Besinnung und schaute sich jenes Ungetüm genauer an. Da wurde er gewahr, daß er einen alten Mann vor sich habe, der in tiefes Nachdenken versunken, die Augen

geschlossen hielt: „Langes wallendes Haar bedeckte die Teile seines Körpers und bildete die natürliche Hülle desselben. Sein Bart war so lang, daß er die Erde streifte, während seine Brauen die Augen wie ein Schirm beschatteten." Sundar nahm all seinen Mut zusammen und redete den Unbekannten an. Derselbe öffnete langsam die Augen. „Und diese Augen", so berichtet Sundar, „waren so leuchtend, daß es mir schien, als wollten sie mein innerstes Herz durchdringen und dort meine Gedanken lesen." Nach längerem Schweigen sagte der Maharischi — denn er und kein anderer war es — reichlich unvermittelt zu seinem Besucher: „Laßt uns niederknien und beten!"

Wie erstaunte der Sadhu, als das Gebet mit einer Anrufung Jesu endete! Ja, noch mehr! Gleich danach holte der Alte eine Pergamenthandschrift des Neuen Testamentes hervor, um aus ihr einige Verse des Matthäusevangeliums zu verlesen. Nachdem er dann noch extra einen frommen Spruch vorausgeschickt hatte, erzählte er dem erstaunten Tibetapostel seine seltsame Lebensgeschichte. Sie begann:

„Es sind jetzt etwa 318 Jahre (!) her, daß ich in Alexandrien (Ägypten) geboren wurde. Meine Eltern waren fromme Mohammedaner." Streng auf mohammedanische Weise auch habe er von Kindesbeinen an „das Heil seiner Seele" zu erlangen gesucht. Umsonst, und immer wieder umsonst! Mit dreißig Jahren ging er ins Kloster. Jedoch sein Zustand verschlimmerte sich dort nur, so daß ihm schließlich das Leben zur Last wurde und sein Geist, wie er sagte, „in hoffnungslose Verwirrung geriet". Da hörte er von einem christlichen Heiligen, der aus Indien gekommen sei und „den wahren Erlöser der Seelen" predigte. Alsbald entschloß er sich, ihn aufzusuchen. Aber noch war er nicht zur Türe hinaus, so trat der andere auch schon zu ihr herein und fragte ihn ohne weiteres nach „dem Zustand seiner Seele".

Wen aber hatte ihm Gott so sichtbarlich als Retter in seinen Nöten zugeführt? Keinen Geringeren als den Jesu-

itenpater Jernaus (Hieronymus), einen leiblichen Neffen des hochberühmten Heiligen Xaverius! In Wirklichkeit lag derselbe freilich damals schon mindestens 4 Jahre im Grabe. Er starb im Jahre 1617, während er nach Sundars Bericht mit dem Maharischi nicht vor 1621 zusammengetroffen sein kann (s. St. d. Zt. 1924). Aber das macht nichts! — Besagter Jesuit hielt in seiner Hand ein „kleines Büchlein", das er später dem Maharischi schenkte. Just das, aus dem dieser soeben Sundar vorlas! Das „kleine Büchlein" aber war — eine Unzialen-Handschrift des Neuen Testamentes (deren Transport — nebenbei bemerkt — unter normalen Verhältnissen beinahe einen Lastträger erfordert!). Dieselbe stammte aus den Zeiten des Kaisers Konstantin. Sie hatte also damals (1621) bereits das ehrwürdige Alter von mindestens 1300 Jahren und ist somit heute das bei weitem älteste Exemplar der Heiligen Schrift, das sich auf Erden findet. Welches Verdienst könnte sich unter solchen Umständen eine Regierung wie die deutsche erwerben, wenn sie — selbstverständlich unter Führung des wegekundigen Sadhu! — eine wissenschaftliche Expedition nach dem Kailasgebirge ausrüsten wollte, um dort die kostbarste aller Urkunden zur Förderung der Religionsforschung photographieren zu lassen! Jernaus hatte sie von seinem Oheim Xaverius geerbt. Das Verzeichnis der Hinterlassenschaft des Heiligen ist, wie die „Stimmen der Zeit" (November 1924, S. 113) feststellen, bei dessen Tode aufgenommen worden und heute noch vorhanden. Sollte man es für möglich halten? Gerade dieses wertvollste Stück seines ganzen Besitzes glänzt darin durch Abwesenheit!

Aus diesem „Büchlein" las nun Jernaus dem heilsbegierigen Muselmann ein paar Sprüche vor. Insbesondere: „Kommt her zu mir alle..." und: „Also hat Gott die Welt geliebt...". Da kam auch schon über den Maharischi, wie dieser sagt, „eine neue Freude". Er folgte dem Jesuiten auf seinen Wanderfahrten. Und als sie sich trennten, erbat er von ihm die Erlaubnis, sein Evangelisationswerk auf

eigene Faust fortsetzen zu dürfen. Nicht weniger als 75 Jahre lang zog er dann durch alle Lande der Erde. Immer jenes „Büchlein" unterm Arm, das übrigens auch nach Äußerung des Sadhu (P. 79) recht „gewichtig" war. Welche Segensströme mögen in so langer Zeit von diesem Manne ausgegangen sein, der wahrlich mit größerem Rechte als der Apostel Paulus von sich sagen kann: „Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle!" Dabei — und hier sieht man wieder einmal so recht die Undankbarkeit der Menschen! — verzeichnet die Kirchengeschichtsforschung von ihm weder Taten noch auch bloß den Namen!

Mittlerweile war er 105 Jahre alt geworden. „Das scheint", sagte der Maharischi zum Sadhu, „ein ziemlich vorgerücktes Alter zu sein, zumal bei so anstrengender Arbeit. Aber ich wurde vom Herrn aufrechterhalten und an Leib und Seele gestärkt." Immerhin verspürte er allgemach ein gewisses Nachlassen der Kräfte. Und er dachte nunmehr ein Recht dazu zu haben, sich zur Ruhe zu setzen, um den Rest seines Lebens „in beständiger Gemeinschaft mit Gott" zu verbringen. Nun frage sich einer, der diese Zeilen liest: Wenn er selber einmal 105 Jahre alt sein wird, wohin würde e r sich dann wohl am liebsten zu beschaulicher Muße zurückziehen? — Doch ganz gewiß in die Schnee- und Eisregionen des Himalaya! — „Es ist aber auch", fuhr der Alte fort, „ein ganz idealer Ort für Ruhe und Rast. Viele Meilen im Umkreis wohnt keine Menschenseele und selten kommt einmal einer herauf, schon wegen der furchtbaren Kälte. Rings um mich her hat die Natur ihr bezauberndes Panorama ausgebreitet und den Boden mit einer Fülle des üppig wuchernden Dschungels geschmückt. Hier wachsen Kräuter und Früchte aller Art (in der „furchtbaren Kälte"!), von denen einige wirklich spezifische Heilmittel gegen gewisse Krankheiten sind, während andere den wahren Lebenssaft enthalten. Dadurch, daß ich diese verspeise, lebe ich und erhalte meine körperliche Kraft. Wenn es im Winter von früh bis spät schneit, wärme ich mich, indem ich eine Wurzel

esse, die eine wärmende Wirkung ausübt[1]). Vor wilden Tieren fürchte ich mich nicht, noch fürchten sie sich vor mir. Während einiger Wintermonate, wenn die Kälte ganz gewaltig ist, verbringe ich glückliche Zeiten mit wilden Bären, und wir halten uns gegenseitig warm, indem wir zusammengeschmiegt auf dem Boden liegen."

Ein rührendes Bild des Gottesfriedens! Man fühlt es dem haarigen Alten ordentlich nach, wie mollig es ihm dabei zumute ist! Und wenn dann Sundar auf einer seiner vielen „Tibet"-Reisen zu Besuch kommt, liegen sicherlich die drei — Sundar, Maharischi und die Bären — innig umschlungen. Gestärkt zu neuen Taten aber zieht der Sadhu von dort wieder hinab in die Täler und — bindet dieselben Bären anderen Leuten auf.

Unter denkenden Lesern dürfte es wohl keinen einzigen geben, dessen blinde Sadhu-Verehrung den Mut aufbrächte, die ganz verblüffende Ähnlichkeit dieser Erzählung mit den wilden Späßen in Abrede zu stellen, die sich Leo Taxil gegenüber seinem Publikum herausnahm. Die besondere Unwahrscheinlichkeit aber, daß Sundar, der doch an dem einen Ende der Himalaja wohnte, sich mit dem seit einigen hundert (!) Jahren am andern Ende ansässigen Ägypter ohne weiteres verständigen konnte, löst sich nach Versicherung des ersteren sehr einfach: Auf seinen 75jährigen apostolischen Wanderungen hatte der Maharischi nicht weniger als 21 Sprachen gelernt! Darunter befand sich selbstverständlich auch das für den Weltverkehr so ungeheuer wichtige (!) Urdu, die einzige Mundart, die Sundar verstand. Auf solche Weise erübrigt sich diesmal sogar die Heranziehung eines der beliebten „Sprachwunder", wie es Taxil in Szene setzte, als er

[1]) Sundar Singh, der, als er das erstemal zum Maharischi kam, „von der Kälte ganz erstorben war", fühlte beim Kosten davon sofort „eine angenehme Glut seinen Körper durchströmen" (P. 80).

Miß Vaughans Ahnherrn Irenäus sich in der Mundart der Lenni-Lennaps (!) mit dem kleinen Indianerbuben unterhalten ließ, den Luzifer persönlich ihm über das Weltmeer zugetragen hatte (Sch. St. III 40).

Von dem gleichen übermütigen Spöttergeist, wie die soeben berichteten, sind auch zahlreiche andere Mitteilungen Sundar Singhs über den betagten Einsiedler auf dem Kailas durchwaltet[1]). Sachkennern möchten wir empfehlen, dieselben gelegentlich einer sorgfältigen Durchforschung zu unterziehen. Denn der Alte spielt aller Wahrscheinlichkeit nach in Politik und Geistesleben Indiens eine viel bedeutsamere Rolle, als die geflissentlich ulkenden Mitteilungen seines jungen Freundes vermuten lassen. Daß allerlei Anlaß vorliegt, in ihm einen der Hauptdrahtzieher des Sundar-Singh-Schwindels zu vermuten, lassen schon allein folgende Mitteilungen der Frau Parker ahnen, die sie Sundar selber verdankt.

„Sundar Singh", so schreibt die Dame (80 f.), „unterhielt sich wiederholt länger mit dem Maharischi über heilige Dinge und hörte viel Seltsames aus seinem Munde. Einige von den ausgezeichneten Bildern und Vergleichen, die Sundar in seinen Ansprachen verwendet, hat er von diesem greisen Heiligen. Seine erstaunlichen Gesichte, die er dem Sadhu berichtete, würden sich, wenn man sie niederschriebe, wie ein zweites Buch der Offenbarung (Johannes) lesen; so eigenartig und unbegreiflich sind sie. Der Sadhu selbst warnt indes Leser und Hörer dieser Gesichte, daß gewöhnliche Auslegung deren Sinn niemals erschließen könne, da der Heilige seine Gedanken in eine Sprache einkleiden muß, die nicht buchstäblich genommen werden kann."

Es will uns scheinen, als ließe sich Sundar hier einmal tiefer in die Karten blicken, wie sonst zumeist. In der Tat

---

[1]) Vgl. u. a. die Mitteilungen bei P. 193.

wird man gut tun, die Mahariſchigeſchichte „nicht wörtlich zu nehmen", ſondern als eine Verkleidung wirklicher Vorgänge in der Art, wie ſie Tazil geläufig war, und wie wir es in unſerm Buche über deſſen Schelmenſtreiche (III 160 f.) an einem Einzelfall erläutern.

Wie, wenn z. B. das „Kailasgebirge", von dem immer die Rede iſt, gar nicht das richtige Kailasgebirge wäre? Eine Gruppe luſtiger Brüder, die, wie anerkanntermaßen der junge Sundar, gern Poſſen trieb, könnte ja auch irgendeinen Hügel ſo nennen und die Gegend ringsum ihr „Tibet". Das würde in dem Falle beſonders gut paſſen, wenn es ſich um ein größeres Grundſtück handelte, das, etwas abgelegen, Nichtbefugten unzugänglich — alſo auch gewiſſermaßen „verbotenes Land" — wäre. Dort befände ſich dann das beſchauliche Heim eines an Jahren gereifteren geiſtigen Führers — bildlich geſprochen: ſeine „Höhle" —, in der alles ausgeheckt wird, was unternommen werden ſoll. Dort hätten die jungen Leute auch ihren Rückhalt und verborgenen Zufluchtsort. Denn ohne den Beirat erfahrener und mit allen Waſſern gewaſchener Hintermänner würden die gewagten Scherze z. T. erſt 15jähriger Knaben doch zuweilen recht übel ablaufen. Handelt es ſich um große Unternehmen, wohl gar mit politiſchem Hintergrunde, ſo war ohne ſolche Schlupfwinkel und welterfahrene Berater vollends nicht auszukommen. Und könnte denn nicht tatſächlich von revolutionären Kreiſen ein älterer, bärtiger Herr mit buſchigen Augenbrauen, der als hervorragendes Glied der Internationale viel in der Welt herumgekommen und daher ſprachgewandt war, mit der Aufgabe betraut worden ſein, ſich im Himalayabezirke der geiſtigen Revolutionierung des Volkes, zumal auch durch Lächerlichmachung der Religion, anzunehmen[1])? Den jungen Bürſchchen,

[1]) Siehe die Berichte der Miſſionare über die Moderniſierung des indiſchen Lebens, die ſich auch in der Abwendung ganzer Volksklaſſen von ihrer alten Religion zeige (z. B. „Kirchenbl. f. d. Ev.-Luth. Gemeinden i. Preußen", Breslau, 20. Juni 1926). Man

die ihm zu dienſten beſtellt waren, mußte er dann freilich im Vergleich zu ihrer Jugend „alt wie Methuſalem“ erſcheinen. Und in ihren ausgelaſſenen Scherzen konnten ſie ihn ruhig auf „über 300 Jahre“ ſchätzen. Ungeachtet ſolcher Späße blieb er dabei doch ihr bewunderter Meiſter, ihr — „Mahariſchi“.

Zu den eigentlichen „Göttern“ der revolutionären Bewegung freilich gehören bloße Bezirksleiter nicht. Als ſolche können nur Mitglieder der Internationalen Zentralleitung betrachtet werden. Dieſe aber thronen ſelbſtverſtändlich nicht in Indien, ſondern weit davon entfernt — etwa in Paris, Genf oder Moskau. In der Regel dürften Vertrauensmänner, gewiſſermaßen als ihre „Engel“, den Verkehr mit den provinziellen Stellen vermitteln. Und nur in ſeltenen Fällen wird ſich einer dieſer ganz Großen perſönlich in entlegene Agitationsmittelpunkte wie den Himalaya begeben. Einen ſolchen Fall haben wir, wie uns dünkt, in folgendem vor uns:

Es ſcheint nämlich, als habe ſich der „Mahariſchi“ einmal ernſtlich mit Rücktrittsgedanken getragen, ſei aber durch das Eingreifen eines dieſer „Götter“ davon abgebracht worden. Denn in jenen „nicht wörtlich zu nehmenden“ Offenbarungen leſen wir bei Sundar: Nach einigen Jahren ſeines Verweilens in der Kailas-„Höhle“ habe ſich der Alte vom Berg nach „Erlöſung aus ſeiner ſterblichen Hülle geſehnt“ und „Gott ſtundenlang auf den Knien darum gebeten“. Da ſei eines Tages der „Herr mit den himmliſchen Heerſcharen“ bei ihm in der Höhle erſchienen, habe ihn bei der Hand genommen und geſagt: „Dir wird nun, mein treuer Knecht, ein ewiges Leben beſchieden, denn du ſollſt niemals ſterben ... bis zu meinem zweiten Kommen, das in großer Herrlichkeit geſchehen wird und das jetzt ſehr nahe iſt (die Weltrevolution?). Fortan wird dein hauptſächlicher

---

bilde ſich doch nicht ein, daß von bolſchewiſtiſcher Seite gar nichts geſchehe, dieſe Entwickelung zu fördern!

Dienſt ſein, zu bitten und einzuſtehen für meine (der Weltrevolution) treue Diener, die jetzt in tödlichem Kampfe begriffen ſind gegen den Teufel und ſeine Verbündeten" (gegen die gegenwärtige Geſellſchaftsordnung).

Nachdem dann der Herr und ſein Engelchor ſich „himmelwärts" (nach Paris?) gewandt, kamen zum Mahariſchi einige „Heilige" (Sundar uſw.?), ihm zu gratulieren. „Sie ſahen alle ganz jubilierend aus." Seitdem ſei „immer einer oder der andere Heilige" (der Sundar Singhſchen Art?) bei ihm „und hilft ihm in der Ausübung ſeines Dienſtes". Der Mahariſchi beginnt, wie er zu Sundar ſagte, den Tag mit „Meditationen" (Pläneſchmieden?). „Den Reſt meiner Zeit verbringe ich damit, daß ich verſchiedene Länder im Geiſte beſuche. Dies iſt ein mir vom Herrn gewährtes Vorrecht..., im Geiſt (nämlich, ohne geſehen und erkannt zu werden?) umherzuwandeln. Wie könnte ich ſonſt wirkſam für die ſtreitende Kirche (Revolutionierung Indiens?) eintreten, wenn ich nicht nach den Bedürfniſſen der Kirche ſchauen könnte[1])."

Wir glauben ſo die Warnung des Sadhu, die Offenbarungen des Mahariſchi buchſtäblich zu nehmen und ſie in der gewöhnlichen Weiſe auszulegen, weil ſich dann ihr wahrer Sinn uns niemals erſchließen könne, ausreichend beherzigt und ihr in richtiger Weiſe entſprochen zu haben. Dies um ſo mehr, weil uns dieſe Art „apokalyptiſch" verblümter Redeweiſe von allen Tarilbrüdern (auch den Ernſten Bibelforſchern) her ausreichend bekannt iſt.

Sind wir aber auf der rechten Fährte, ſo würde das Sundar Singhſche „Kailasgebirge" nicht weit entfernt, in Oſttibet, ſondern ganz nahe bei den Orten zu ſuchen ſein, wohin des Sadhu Leben immer wieder mit erſtaunenswerter Hartnäckigkeit zurückpendelt. Nämlich in der Gegend von Simla,

[1]) Oskar Liebler: „Mahariſchi von Kailas, ein jetzt noch lebender und bis zu Chriſti Wiederkunft lebender 318 Jahre alter heiliger Mann". Nürnberg 1923, Selbſtverlag S. 7.

Subathu und vor allem Kotgarh. Befände es sich aber dort, so erführe mit einem Male die „Wahrheitsliebe" des Sadhu in bezug auf seine Angaben über Tibet-Reisen eine sehr eigenartige Bestätigung. Denn in diesem „mystischen" Tibet und auf diesem „mystischen" Kailasberge ist er sicher gewesen. Und zwar in der Regel mindestens die Hälfte jedes Jahres, wie er ganz richtig behauptet. Er war dort wohl noch nicht an jenem 18. Dezember 1904, wo er sich als 15jähriges Bürschchen zur Inangriffnahme seiner religiösen Schwindeleien entschloß. Damals dürfte vielmehr einer von den ganz Großen aus der religionsfeindlichen Bewegung mit ihm in seinem Elternhause verhandelt haben. Versichert er doch selber, daß es „der Herr" gewesen sei, der ihn dort besuchte, um sein Leben, das sich noch vor zwei Tagen in völlig nutzlosen Haßausbrüchen gegen das Christentum, Bibelverbrennungen u. dgl. austobte, mit der „ganz neuen Freude" zu erfüllen, die ihn seitdem niemals verließ. Der erste Besuch aber beim Maharischi — wir meinen auf dessen Landsitz — wird in der Tat erst etwas später erfolgt sein. Wahrscheinlich war Sundar auch in jener bedeutsamen Stunde in der „Höhle" des Alten anwesend, wo „der Herr mit seinen himmlischen Heerscharen" dort eintraf, um wichtige Organisationsfragen der indischen Bewegung zu regeln. Dabei dürfte dann der „Maharischi" in seinem Bezirksvorsteheramte für die ganze Zeit „bis zur Wiederkunft des Herrn in Herrlichkeit" (Weltrevolution) bestätigt und ihm Sundar als einer der „treuen Diener" beigeordnet worden sein. — Von da ab — und das könnte im Jahre 1908 gewesen sein — war das „mystische Tibet" Sundars zweite, seine eigentliche Heimat. Und wie leicht dahin zu gelangen! Ein paar Stunden Eisenbahnfahrt. Eine kurze Landtour, für die sicherlich in genau so reichem Maße Automobile u. dgl. zur Verfügung standen, wie für die Fahrten der Russell, Blavatsky, Besant, und wie die großen Gründer modernster „Religionen" alle heißen mögen. Da zerbrechen sich die Leute den Kopf, wie der Sadhu im Juli 1909 im

Kolleg zu Lahore weilte und dann noch vor den gefährlichen Schneestürmen des September vom Kailas wieder zurück sein konnte! Wie er bei einer Abreise dahin im April 1916, bereits im Juli wieder bei Zahir in Kotgarh zu sitzen vermochte (Pf. 195) usw. Spaß! Er brauchte hin und zurück nicht mehr als ein paar Stunden, höchstens Tage! Und wie gut unterrichtet erweist sich bei dieser Voraussetzung Sundars Freund, der Annfielder „Christ" Daud Elias (diesen Herrn sollte man einmal besonders scharf unter die Lupe nehmen!), wenn er versichert, der Sadhu sei im Jahre 1913 nach seinem „Fasten" (s. später!) schleunigst zum Maharischi geeilt, um mit ihm zu beraten (Pf. 196)! Auch 1916 war Sundar zweifellos dort (Pf. 191). Denn da begann eine der größten Aktionen seines Lebens. Wenn aber der Maharischi auf dem „mystischen" Kailas nicht weit hinter Simla lebte, so verliert auch jene „höchst merkwürdige Anwesenheit" desselben „bei einer ‚gottesdienstlichen' (revolutionären) Versammlung der Sannasi-Gemeinde in Nagercoil" (Pf. 197) mit einem Schlage alles Unverständliche. Es war — nebenbei bemerkt — ein hilfreicher Engel des Sadhu, der angebliche „Steuerbeamte Roman Pillai", der darüber christlichen Blättern berichtete. Die Existenz dieses Mannes dürfte dabei ebenso zweifelhaft sein wie die der Miß Diana Vaughan.

Noch andere Gründe sprechen für die Richtigkeit unserer Vermutung: Indien stellt zweifellos einen der Hauptposten in der Rechnung der Weltrevolutionäre dar. Es ist ihr Streben, den Freiheitsdrang der unter englischer Herrschaft seufzenden 300-Millionen-Bevölkerung ihren Umsturzplänen dienstbar zu machen. Als es im Jahre 1924 hieß, Gandhi käme nach Deutschland, meldete das russische Blatt „Rul" (Berlin, 8. Oktober 1924): Der Berliner Bevollmächtigte der Sowjetrepublik Krestinsky habe den amtlichen Auftrag erhalten, diese Gelegenheit zur Revolutionierung zumal der indischen Jugend zu benutzen. Er solle Subventionen in Aussicht stellen zur „Verbreitung von propagandistischer Literatur unter den unter-

drückten Völkern Asiens" usw. — Daß es in Indien eine Zentrale der Weltrevolution gibt, kann nicht bestritten werden. Daß die Intellektuellen-Zentrale dieser Leute sich nicht im sonnendurchglühten Süden, sondern im kühleren Norden befindet, ist mehr als wahrscheinlich. Wenn aber im Norden, warum dann nicht in Tibet? Selbstverständlich nicht im verschlossenen, sondern in Englisch-„Tibet". Und wenn dort, weshalb dann nicht gleich in dem als Sommerfrische so beliebten Simla, oder dort herum?

Merkwürdig! Kaum daß die von Taxils Pariser Meister Eliphas Levi instruierte „Königin der Theosophen" und erklärte Schwindlerin, Frau H. P. Blavatsky, im Jahre 1879 mit ihrem männlichen Begleiter Hume in Indien gelandet war, begab sie sich auch schon nach Simla! Und hier tat sie sofort ihr erstes „Wunder": die berühmte Herbeischaffung des verschwundenen Familienschmuckes! Just im Himalaya aber sollten nach ihrer Versicherung jene „Großen Meister von Tibet" sitzen, die sie als geheime Leiter ihres Unternehmens und kommende Führer der gesamten Menschheit feierte! Jene großen Meister, die mit Sundar Singhs „Großem Meister", dem „Maharischi", eine so verblüffende Ähnlichkeit aufweisen. Wie konnte nur die interessante Russin (!) auf den seltsamen Gedanken kommen, zu erklären: ihr spezieller Meister „Mahatma Morya" sei bereits über 4000 Jahre alt? Und warum macht ihr Sundar Singh das nach, indem er dem seinen 318 Jahre andichtet? Sind da Zusammenhänge wahrscheinlich oder unwahrscheinlich? Kamen beide unabhängig voneinander auf dieselbe verrückte Idee, die ihnen doch — soweit erkenntlich, ganz unnötigerweise — bei ihrem Werke größte Schwierigkeiten schuf? — Und was soll Tibet — gerade „Tibet!" — in diesem Zusammenhang? Weshalb will die Blavatsky „sieben Jahre" dort zu den Füßen der Großen Meister gesessen haben? Sieben Jahre, ebenso unauffindbar, wie die doppelte Zahl von halben Jahren, die Sundar Singh daselbst verbracht zu haben vorgibt. Vielleicht will sie nur sagen, daß

sie in sieben Jahren, wie Sundar Singh, die Sommermonate in „Tibet", wohl der Simlaer Gegend, zubrachte? Man muß die ganze seltsame Theosophengeschichte in unserm Taxilwerk nachlesen, oder noch besser in D. L. Frohmeyers bei der Calver Vereinsbuchhandlung (Stuttgart) darüber erschienenen Büchlein, um sich bei jedem Wort in die Pariser atheistisch-kommunistische Spötteratmosphäre versetzt zu fühlen.

Auffallend auch die „mystisch" dunkle Formel, mit der die christentumshasserische Dame ihre Nachfolgerin zur Fortführung ihres Lebenswerkes weihte! Zu ihr, der mit der Wahrhaftigkeit gleichfalls auf recht gespannten Fuße stehenden Annie Besant, sagte sie dabei: „Sie sind ein edles Weib. Möge Kut Humi Lal Singh Sie segnen!" Wer ist dieser Kut Humi Lal Singh? Niemand weiß es zu sagen. Aber er dürfte wohl einer der Eingeweihten in die geheimen Pläne sein, die wir — ratlos staunend — seit Jahrzehnten sich in der Welt verwirklichen sehen, unaufhaltsam, wie es scheint, der Weltrevolution entgegen. — Die milde „religiöse" Besant, die sogar auf großen christlichen Missionsfesten Europas sich wie ein Sundar Singh feiern läßt! Daß gerade sie es sein mußte, die an der Spitze der revolutionären Bewegung Indiens erschien, als zu Beginn des Weltkriegs die Flammen des Aufruhrs in der eingeborenen Bevölkerung emporzuzüngeln begannen! Als Revolutionärin warf sie die englische Regierung ins Gefängnis. Die drohende Haltung der Massen ließ es jedoch geraten erscheinen, sie rasch wieder freizugeben. Wie eine Königin in allen großen Städten Indiens gefeiert, zog sie durchs Land. Der erste indische Nationalkongreß aber wählte sie (Dezember 1918) einstimmig zu seiner Präsidentin. Welch seltsame Idee von dieser ungewöhnlichen Frau, in deren Person Politik und Religion so eigenartig sich mischten: Sie verfällt darauf, einen Hindujungen zum Weltheiland überkonfessioneller Prägung planmäßig heranzuziehen! Es mag das etwa um dieselbe Zeit gewesen sein, wo Sundar Singh sich „bekehrte". In „Tibet"

warum nicht gleich in Simla? — fand im Januar 1910 die Initiation (Weihe) des mittlerweile 15jährig Gewordenen statt. Und Anfang 1926 war es, wo er, ihr Krischnamurti, unter großem Gepränge von einer internationalen Theosophenversammlung vor 15 000 Menschen in Indien zum modernen Überchristus proklamiert wurde. Wo solche Ungeheuerlichkeiten geschehen, müßte es nicht als Selbstverständlichkeit erscheinen, wenn in derselben Zeit (wir meinen Dezember 1904), in denselben religiös verkleideten Politikerkreisen, aus ähnlichen Beweggründen heraus ein ganz ähnlicher Gedanke entstanden wäre: der Gedanke, gleichsfalls aus einem 15jährigen Hindujungen der für heidnische Überchristusse nun einmal nicht recht empfänglichen christlichen Bevölkerung einen modernen Ersatzchristus zu formen, einen „dreizehnten Apostel", oder doch wenigstens einen „evangelischen Heiligen"? Einen, der dann auf seine Art mindestens ebensoviel Verwirrung ins christliche Lager tragen könnte, wie es die offene Kampfansage der „Theosophen" tut!

In Simla pflegte angeblich Sundar Singh als Knabe mit seinen Eltern die Sommermonate jedes Jahres zu verbringen. Ausgerechnet in Simla! Hier war es offenbar, wo er auf den Straßen die Missionare mit Steinen und mit Dünger bewarf und jedermann aufforderte, seinem Beispiel zu folgen. Es wäre geradezu wunderbar gewesen, würden die dortigen religionshasserischen Revolutionäre nicht auf das fixe, anstellige Bürschchen aufmerksam geworden sein, dessen Denkungsweise so ganz der ihren entsprach. Hier wohl spann sich dieses neue Taxildrama an. Und hierhin sehen wir dann auch Sundar immer wieder zurückkehren, als wüßte er da seinen geistigen und materiellen Rückhalt. Wie es sich endlich bloß erklären mag, daß die auf „mystischem" Wege entstandene Programmschrift des 15jährigen Krischnamurti (1910) den Titel führt: „Zu den Füßen des Meisters", während dessen christlicher Doppelgänger Sundar Singh die seine: „Zu des Meisters Füßen" benannte? — Wir

stehen — das ist meine feste Überzeugung — vor einer weltumspannenden Verschwörung gegen Kirchen und Staaten.

Sundar Singh hatte Hintermänner. Wer waren sie? — Man preist ihn als den Entdecker einer „Geheimkirche" (P. 83). Und in der Tat, er hat eine solche, die „Geheime Sannyasi-Mission", entdeckt, ähnlich wie Leo Taxil die „geheime Teufelsreligion der Freimaurer" entdeckte. Oder wie Ossendowski (a. a. O. 343) auf seiner „Tibetreise" das „unterirdische Reich des Königs der Welt" mit seinen „Millionen inkarnierten Göttern" (Bolschewisten?). Das heißt, Sundar entdeckte sie eigentlich nicht selber. Vielmehr hat er (nach berühmten Mustern! s. Sch. St. II 54 ff.) einem andern die Entdeckerfreude zuzuschieben gewußt: seinem väterlichen Freund, dem betagten englischen Missionar Dr. Wherry! Ganz glücklich berichtet dieser, daß sich ihm „völlig ungesucht" ein Mann genähert habe. Derselbe erklärte, einer christlichen Geheimkirche anzugehören, die sich die heimliche Bekehrung ganz Indiens zum Ziel gesetzt habe. Dabei stellte er sich als früherer Schüler von Wherrys College vor und behauptete, wie Sundar Singh das Sadhu-Gewand zu tragen. Er erbot sich freiwillig, dem „Nur Afshan" als „Geheimkorrespondent" zu dienen. Als solcher teilte er dann mit, daß seine Kirchengemeinschaft bereits nicht weniger als 24000 Mitglieder zählte. (Soviel organisierte Weltrevolutionäre mag es damals in Indien gegeben haben!) Die Zahl ihrer „Herolde" (Agitatoren) aber belaufe sich auf 700. Ihrer aller Tracht sei das Sadhu-Gewand. Das Merkwürdigste an der Sache war, daß diese Leute ihren Ursprung auf das Urchristentum zurückführten. Einer der drei „Weisen (‚Magier') aus dem Morgenlande" nämlich sei ein gelehrter indischer Priester namens Viswa Mitra gewesen. Später, als Jesus bereits seines Lehramtes waltete, habe der Inder nochmals Palästina aufgesucht und, mit der Gabe der Krankenheilung ausgerüstet, daselbst gewirkt. Keinen andern als ihn hätten die Jünger im Auge gehabt, als sie Mk. 9, 38 dem Heiland klagten: „Meister,

wir sahen einen, der trieb Teufel aus in deinem Namen, welcher uns nicht nachfolgt." Jesus aber antwortete: „Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Seine Eindrücke aus dieser Zeit in der Nähe des Heilands habe Viswa Mitra dann in einem Urevangelium niedergelegt. Dasselbe sei in Sanskrit geschrieben und bilde heute unter dem Namen des „Evangeliums der Magier" die Heilige Schrift der sogenannten „Sanyasi-Mission".

Wir sehen, es handelt sich da um ein vollkommenes Gegenstück zu all jenen seltsamen „heiligen Schriften", auf die wir in unserem Taxilbuch zuerst die Aufmerksamkeit lenkten: zum „Buch Apadno" der Palladisten, dem „Buche Dzyan" der Theosophen, den skandinavischen „Runeninschriften" des Urgermanen von Wendrin, den „Protokollen der Weisen" des „Zionismus" usw.

Wie aber Miß Diana Vaughan unbedingt verborgen bleiben mußte (wegen der Dolche der Freimaurer!), und wie Sundar Singh unter keinen Umständen mitteilen darf, auf welchen Wegen er nach „Tibet" gelangt, so können auch die „Sanyasi" um keinen Preis der Welt mit ihrem Bekenntnis zum „Christentum" vor die Öffentlichkeit treten. Dafür wirken sie im Geheimen um so eifriger. Ihre religiösen Zusammenkünfte halten sie in „Bethäusern" ab, die äußerlich heidnischen Tempeln gleichen. Großes Gewicht legen sie (wie ja auch Sundar) auf das Orientalische an Christus. Sie fallen z. B. beim Beten nach Matth. 26, 39, nieder aufs Angesicht. Denn sie halten dafür: „Nur den Kopf beugen, während man bequem auf Stühlen sitzt, sei ein europäischer Brauch und passe nicht für Indien." Sie sagen, „das Beten sei mit einem inneren Schauen der Gegenwart Christi verbunden" usw. (Sch. 86 ff.). An ihrer Spitze steht ein Bischof, oder — wie anderwärts gesagt wird — gar ein Papst. Also auch hier wieder ein Gegenstück zu den schier unentbehrlichen Erfordernissen des Taxilschen Repertoirs: zum „Luziferianerpapst" Pike, dem „Satanspapst" Lemmi, dem „Patriarchen der Gnostiker" Kostka, dem „Maria-

witenpapst" Kowalski, der „Theosophenpäpstin" Blavatsky, dem „Wahren Ezechiel" Russell der Ernsten Bibelforscher, dem „Patriarch-Papst-Zwangskönig" der Zionisten, dem unterirdischen „König der Welten" Ossendowskis usw.! Papst aber zum mindesten eines Teils der „Sannyasi" ist kein Geringerer als — Sundar Singhs Maharischi vom Kailas! Und wie der Teufelspapst Pike sich lange vor Entdeckung des Radio beim Verkehr mit seinen Anhängern eines „drahtlosen Telephons" bediente — dasselbe sah nach „Bataille" (Sch. St. II 7) „wie eine Likörkiste" aus! —, so behaupten die Getreuen des Alten vom Berge, mit ihm „in beständiger ekstatisch-telepathischer Verbindung zu stehen" (!).

Solche und ähnliche die Leichtgläubigkeit der Leser in geradezu haarsträubender Weise auf die Probe stellende Mitteilungen machte der „Geheimkorrespondent" des Dr. Wherry im „Nur Afshan"! Seine monatlichen Berichte „pflegten bald aus einem Platz in Bengalen zu kommen und bald von Muttra an der Strecke nach Simla". Er selbst nannte sich dabei „Swami Nirbya Naud Bharti" (ein von den Sundar Singschen Religionsspöttern erfundener Ulkname, in dem Naud, der bei den „Sannyasi" regelmäßig angewandter Titel, soviel wie „Seliger" - „selig" über die gelungene Nasführung? — bedeutet). Ihm half bei fleißiger Einseifung der Christenheit: Sadhu Sundar Singh. Denn Wherry, stolz auf die erlangten Kenntnisse, hatte ihn von seiner Entdeckung unterrichtet. „Ich fragte ihn," — so berichtet er — „ob er von dieser Sekte wisse. Er sagte, er habe einige von den Sadhus getroffen und mit der Zeit mehr über sie erfahren. Er versicherte mir, er habe von ihnen Gunst und Freundlichkeit empfangen. In ein oder zwei Fällen habe sich ein Christ dieser Sekte für ihn eingesetzt und ihn aus der Hand derer errettet, die ihm ein Leid antun wollten (H. 24). Auf Wherrys Bitten begann (!) dann Sundar die Sache zu „studieren". Und nun ging es erst recht lustig vorwärts mit „Enthüllungen" nach Taxilschem Muster. Alles, was Sundar log, bestätigten totsicher die unsichtbaren

„Sannyasi". Und als er sie in feierlicher Weise öffentlich beschwor, doch endlich ihr Versteckenspiel aufzugeben und im Vertrauen auf ihren Heiland und Erlöser mit ihrem Bekenntnis hervorzutreten, da antwortete „Nirbya Naud Bharti" mit der komischen Grandezza des Tazilschen Höllendoktors im „Strahlenden Licht": „Während ich diese wenigen Zeilen schreibe, habe ich vor mir ein Exemplar des „Nur Affhan" vom 14. Juli 1916 mit einem aufsehenerregenden Artikel unseres weltlosen, selbstlosen, und göttlichen Bruders Sundar Singh (!), der über den Maharischi im Kailasgebirge erzählt. Dieser christliche Eremit, den unser Bruder Sundar entdeckt hat, ist ebenso ein Mitglied unserer (Sannyasi-) Kirche und ist nun einige Jahre (Na! Na!) im schneeigen Himalaya gewesen, fleißig predigend und fürbittend für die ganze Welt" usw.

Genug! Wem erst der Blick für die tatsächliche Lage der Dinge erschlossen ist, der muß es bei dem ahnungslosen Heiler nachlesen, wie es Sundar Singh und Genossen verstanden, in solcher und ähnlicher Weise gelehrteste Leute aufs Glatteis zu führen. So z. B. den Headmaster an der Hochschule der Baptistenmission Mr. S. Isaac B. A.! Von Sundar später als Zeuge aufgerufen, berichtete dieser, wie die Sannyasi eines schönen Tages zu seiner Überraschung mit ihm einen Briefwechsel angefangen hätten. Sie teilten ihm dabei mit, daß sein verstorbener (!) Vater zu ihrer Mission gehört. Der Professor fährt fort: Vor 1919 oder 1920 habe er nicht geglaubt, was Sundar Singh über jene Geheimkirche erzählte: „Aber während des Jahres 1920 — Gott sei Dank für seine Gnade! — hatte ich das besondere Vorrecht, einen kurzen Besuch von einem ihrer Priester zu bekommen, für die Zeit von einigen Stunden. Im Jahre 1921 war es mir dann besonders vergönnt, Briefe von einigen Würdenträgern der Sannyasi-Mission zu erhalten, die, wie ich offen gestehen muß, alle privater Natur waren. Ich darf hinzufügen, daß während des Verlaufs der Korrespondenz mir ohne allen Zweifel offenbar wurde, daß die Sannyasi-Mission meinem Vater, einem

bekehrten Brahmanen, wohlbekannt war. Aber (sic!) er hat mir nie davon erzählt" (H. 43). Die Schilderungen Wherrys, der Sundar zu schieben glaubte und doch von ihm geschoben ward, und das köstliche Beispiel der Einfangung des Hochschulprofessors eröffnen uns tiefe Einblicke in die Arbeitsweise der Sadhu Sundar Singh und Genossen. Es wiederholten sich dabei bis in kleinste Einzelheiten hinein die verblüffend erfolgreichen Kniffe und ergötzlichen Zwischenfälle, die die Geschichte des Leo-Taxil-Schwindels zu einer so lustigen, wenn auch zugleich tief erschütternden Lektüre machen.

Vor allem aber sieht man hier so recht deutlich, daß es sich beim Sundar-Singh-Schwindel, genau wie bei dem Taxils, um das Unternehmen eines ganzen Konsortiums übermütiger Spaßvögel und zugleich boshafter Religionsspötter handelt. Diese zahlreichen Zeitungsartikel und Briefe an allerlei angesehene und hochachtbare Kirchenmänner, die aus den verschiedensten Gegenden der Welt kamen, kann Sundar unmöglich allein geschrieben haben. Am allerwenigsten hätte er es wagen dürfen, einer ihm persönlich so nahe stehenden Dame wie Frau Parker, in ihrer Wohnung, als „Nirbya Naud Bharti" verkleidet, seine Aufwartung zu machen, oder als solcher den Missionsbischof in Bombay, Brenton Thurborn Badley, auf dem Bahnhof anzusprechen, usw.

Unwillkürlich drängt sich dem kritischen Beobachter die Vermutung auf, daß mit der angeblichen „Geheimkirche" nichts anderes gemeint sei, als eben die Geheimorganisation der Weltrevolutionäre in Indien. Dabei bedeutete es noch einen besonderen Teufelsstreich des Heilerschen „Heiligen", daß er es fertig brachte, zahlreiche evangelische Christen zu steter Fürbitte für das Gedeihen der Sannyasi-Mission zu bewegen, also tatsächlich für das Gelingen der weltrevolutionären, atheistischen Pläne! Es wiederholt sich also auch hier rein alles aus dem Taxilschwindel. Denn bekanntlich beteten seinerzeit selbst Kardinäle am Meßaltar für das Mißlingen des

Ansturms „ungläubiger" Katholiken gegen die Verehrung von Taxils gar nicht existierender Teufelsbraut, die im Jahre 1896 auch im Begriff war, eine Heilige zu werden.

Läßt es sich aber nach allem Gesagten nicht mehr bestreiten, daß Sundar Singh nichts ist als eine Puppe, die hinter der Szene verborgene Drahtzieher auf der Weltbühne tanzen lassen, so fallen mit einem Male von seinem Bilde auch die letzten Schleier. Das einzige, was er zu seinen Gunsten anführen kann, hört auf, sein Verdienst zu sein. Wir meinen die wundersamen Vergleiche und Bilder, die tiefchristlichen Gedanken, beherzigenswerten sittlichen und religiösen Ermahnungen usw., die seine Reden und zumal die ganz neuerdings unter seinem Namen erschienenen kleinen erbaulichen Schriften enthalten. Es handelt sich bei ihnen z. T. um wahre künstlerische Kabinettstücke.

Schon das mußte auffallen, daß ein Mann, der — von den paar Monaten Besuch einer Schule für Laienprediger abgesehen — niemals mehr als allerelementarsten christlichen Unterricht genossen hatte, den erstklassigen religiösen Propheten zu spielen vermochte. Ein Mann, dem seine Lehrer nichts zugetraut hatten. Ein Mann, dessen Bildungsdrang in der Schule gleich Null und dessen Fleiß auch später so erstaunlich gering war, daß er sich z. B. nicht einmal die Mühe nahm, das zur Durchführung seiner Betrügereien eigentlich unentbehrliche Tibetanisch zu erlernen! Seine spät erlangte Kenntnis des Englischen schildert er und schildern andere als gering, bei welcher Versicherung auf seiner Seite freilich auch das Bestreben mitsprach, sich Hintertüren für Ableugnungen offen zu halten. Bücher will er sein Lebtag so gut wie nicht gelesen haben, nicht einmal Erklärungen des Neuen Testamentes. Seine kirchengeschichtliche Unschuld beweist er, als von dem Heiligen Jakob von Nisibis und Gregor von Nyssa die Rede ist mit der (ganz offenbar ulkenden) Bemerkung: „Ich weiß nichts von St. Jakob von Nisibis oder von St. Gregorius von Nyassa (sic)! Ich habe den Namen dieser Heiligen

nie gehört, ausgenommen den des hl. Gregor" (St. d. Zt. 118, 1924). Augenscheinlich verwechselt er hier den Papst Gregor absichtlich mit dem gleichnamigen kleinasiatischen Bischof, während er sich gleichzeitig (scherzhafterweise) den Anschein gibt, den Kollegen des letzteren aus Nyssa für einen in Zentralafrika ansässigen Negerheiligen zu halten. — „Von Luthers Schriften und Büchern weiß ich nichts." So versichert er bei anderer Gelegenheit: „Ich kenne nichts von ihm außer seinen Namen (!) und daß er ein Reformator war. Das ist alles, was ich von ihm weiß" (H. 2). Ja, es sieht beinahe aus, als ob er ihn für eine Art mecklenburgischen Landsmann unseres großen Fritz Reuter halte. Denn er erzählt, daß er im Jahre 1922 auch in Wittenburg gewesen sei, wenn das nicht ebenfalls ein kleines Witzchen ist, das seiner übermütigen Feder entglitt.

Bei alledem reden Sundars schriftliche und mündliche Darbietungen eine ganz andere Sprache. Sie erscheinen durchaus als Leistungen eines durchgebildeten Theologen, ja eines Mannes, der in allen Wissenschaften unserer Zeit genau Bescheid weiß. Man lese Heiler, und man wird auf Schritt und Tritt von ihm angeführten Beispielen begegnen, die allereingehendste Kenntnis nicht bloß des christlichen, sondern auch des außerchristlichen Schrifttums bei Sundar beweisen: altchristlicher Trinitätsauffassung, neuplatonischer Sündenlehre, mittelalterlicher und neuzeitlicher Mystik, tridentinischer Konzilsbeschlüsse, Lutherschriften, Heiligenlegenden, moderner Theologie, Naturwissenschaften usw. Dabei handelt es sich vielfach um wörtliche Übereinstimmung! Wie ist, um Gottes willen, nur so etwas möglich? Heiler weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er ein „Wunder" annimmt! Ein Wunder Gottes, getan an einem so verlogenen Gesellen wie Sundar Singh!

Und doch war Heiler zuweilen nahe daran, das Richtige zu entdecken. So u. a., als er im Hinblick auf Sundars Gebetsgedanken feststellt: „Nahezu alle Gebetsgedanken und Gebetsworte des Sadhu lassen sich in Schriften der christlichen Mystik,

vor allem aber bei Auguſtin, Franz von Aſſiſi und Thomas von Kempen wiederfinden" (Hſ. 77). Um es gleich rund herauszuſagen: Bei der Geſamtheit deſſen, was der rätſelhafte Inder geiſtig bietet, handelt es ſich einfach um ein mit großem Geſchick aus zahlloſen Bruchſtücken älterer Veröffentlichungen zuſammengefügtes Moſaikgemälde! Und ein in der chriſtlichen Erbauungsliteratur bewanderter Forſcher würde den genaueſten Nachweis hierfür ſicherlich in ähnlich überraſchender Weiſe zu liefern imſtande ſein, wie dies B. Segel in ſeiner Schrift über die denſelben Taxilſchen Werkſtätten entſtammenden „Protokolle der Weiſen von Zion" gelang (Philo-Verlag, Berlin 1924).

Es bleibt alſo dabei, was wir ſchon vor Jahr und Tag in unſerem Taxilbuch ausſprachen: Irgendwo — wahrſcheinlich in Paris! — muß es Bureaus geben, wo wiſſenſchaftlich hochgebildete, aber abſolut gott- und gewiſſenloſe Leute ſitzen. Dieſe durchforſchen das Schrifttum aller Völker und Zeiten zu religionsfeindlichen und politiſchen Zwecken. Sie exzerpieren es nach beſtimmten Geſichtspunkten unter Zugrundlegung eines, wenn nicht alle Anzeichen trügen, einſt von Leo Taxil ſelber aufgeſtellten[1]) Planes. Auf dieſe Weiſe kommt der ſchönſte Zettelkatalog zuſtande. Dieſer ermöglicht es, jedem der Genoſſen, der eine der Rollen übernimmt — ſei es nur als Palladiſtiſche Großmeiſterin, als Königin der Theoſophen, als Gnoſtiſcher Patriarch, als Similichriſtus, als Zaubermeiſter, und was ſonſt noch! —, ſofort die richtige Mappe mit allen erforderlichen Materialien zuzuſtellen. Im Handumdrehen aber ſchreibt dann der ſo Beglückte die umfang-

[1]) Nach Schluß des Taxil-Schwindels ſchrieb ein Blatt in einem offenbar von Taxil ſelber beeinflußten Artikel: „So maßlos ehedem ſeine antireligiöſe Wut war, ſo ſcheint ſie doch von ſeiner Leidenſchaft für buchhändleriſche Unternehmungen noch übertroffen zu werden. Die Herausgabe einer Bibliothek auf Grund eines von ihm neu erſonnenen Syſtems war ſein Ideal ſchon mit fünfzehn Jahren." Pall. Rom. I, 32.

reichſten und gelehrteſten Werke mit Tauſenden von Zitaten. Da nimmt denn etwa einer das Paket „Weltreiſen" zur Hand und baut daraus ein halbes Dutzend Oſſendowſki-Romane, ungefähr wie Sven Hedin es vermutet. Der andere bekommt das Bündel „Urgermanen", ändert flugs ſeinen allzu polniſchen Namen Wydrinſki in Franz von Wendrin und macht ſich an die „Entdeckung des Paradieſes", deſſen bibliſche Stätte er in Pommern auffindet. Der dritte bemächtigt ſich der Freimaurerakten und beweiſt deren Teufelsnatur uſw. — Das Auffallendſte an all dieſen literariſchen Unterſuchungen iſt die Maſſenproduktion z. T. allerſeltſamſter neuer „Weltanſchauungen" und „Religionen", deren jede mit den andern zugleich ſo viel Merkmale gemeinſam hat, daß ſich der Gedanke unabweisbar aufzwingt, ſie verdankten letztlich ihr Entſtehen derſelben Werkſtatt. Man vergleiche hierzu in unſerem Taxilbuche das dort u. a. über folgende modernſte „Religions"-Typen Bemerkte:

Freimaurerreligion (Taxil I 30 ff.); Luziferreligion (Miß Vaughan uſw. III 13); Satansreligion (Lemmi uſw. II 9); Schwarze Magie oder Goëtie (Stanislaus v. Guaita uſw. II 116; 129); Weiße Magie oder Theurgie (Huysmans II 118 ff. Jules Bois II 117); Okkultismus und Theoſophie (Blavatſky II 130; III 164); Valentiniſche Gnoſis (Koſtka II 123 ff.; vgl. III 169); Martiniſtiſche Gnoſis (Papus II 128 f.); Alchemie, Aſtrologie uſw. (III 159); Iſiskult (Jules Bois II 117); Eleuſiniſche Myſterien (III 168); Erneuerung des klaſſiſchen Heidentums (II 73); Jüdiſche Apokalyptik (Protokolle III 197 ff.); Mariawitismus (Kowalſki III 174); Germanenreligion (von Wendrin III 191 ff.); Mongolenreligion (Oſſendowſki III 162); Chriſtliche Sekten (Ernſte Bibelforſcher uſw. III 179 ff., 187) uſw.

Als nächſte Senſation aus dieſem Kreiſe werden wir wohl

einen indischen Kant erleben. Sundar wenigstens läßt ihn schon in Taxilscher Weise durch Streeter (183) in den Worten ankündigen: „Der Sadhu ist Prophet, nicht Philosoph. Aber es wird sicherlich nicht mehr lange währen, bis innerhalb der christlichen Kirche Indiens, dem Lande der Philosophie, ein Philosoph auftritt, der ihrem Propheten ebenbürtig ist." Der Zettelkatalog liegt offenbar schon bereit. Die Sache kann ihren Fortgang nehmen usw. in infinitum, bis in der Aufrichtung des „Tausendjährigen Reiches" der bolschewistischen Weltrevolution sich alles „aufs schönste" vollendet!

Wer das alles nicht für möglich hält, der denke nach über die „übernatürliche" Hilfe, die der Blavatsky bei Abfassung ihrer dickleibigen „Geheimlehre" zuteil ward! Sie fand, wie sie sagt, des Morgens auf ihrem Schreibtisch oftmals bis zu dreißig Zettel, die ihr unsichtbare Boten der „Großen Meister von Tibet" hingelegt hatten, alle mit Ergänzungen für ihr Buch! Sundar wird es mit den „ausgezeichneten Bildern und Vergleichen, die er dem Maharischi verdankt", ganz ähnlich ergangen sein. Und nicht bloß mit ihnen. Bei seiner höchst mäßigen Schulbildung spricht vielmehr eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß ihm seine Textbücher schon im wesentlichen fertig aus der Weltanschauungsfabrik zugestellt wurden. Bei dieser Annahme verlieren auch die Verwegenheiten ihr Erstaunliches, mit denen er Verehrer immer wieder zur Verzweiflung bringt. Diese gewagten Scherze standen eben so in seinem Konzept. Es blieb ihm nichts übrig, als sie sich als „selbsterlebt" einzuprägen und sie dann am rechten Orte mit der erforderlichen „Einfalt" vorzutragen. Und Schauspieler war er ja.

Daß ihm auch die Politik nicht so fern liegt, wie er glauben machen möchte, dafür gibt es Anzeichen. Man soll sich doch nicht dadurch täuschen lassen, daß er heute noch den politisch Uninteressierten spielt! „Ich interessiere mich nicht besonders (!) für Indiens Selbstregierung. Meine ewige Heimat ist anderswo" (St. 82). Könnte dieses „anderswo"

nicht in der Gegend von Moskau liegen, Gandhis Forderung aber ihm nicht weit genug gehen? Und warum macht er, der „rein Religiöse", sich so eifrig an den soeben genannten politischen Führer heran? Warum hielt man es für nötig, seinem deutschen Dolmetscher ängstlich einzuschärfen: er möge doch um alles in der Welt verhüten, daß der Mann in politische Gespräche verwickelt werde usw. („Missions-Magazin" 1926, 258)? Von Sundars beiden berühmten Kollegen im „christlichen" Sadhu-Amte endete der katholische (s. vorn!) als Heide und Revolutionär im Gefängnis. Der andere löste seinen evangelischen „Mönchsorden" auf, verheiratete sich mit einer wohlhabenden Heidin und ist nun nur noch indisch-nationaler Politiker, also bei Lichte besehen, ebenfalls Revolutionsmann. Wie nahe aber dem Dritten im Bunde, eben unserm Sundar, ähnliche Gedanken liegen, dafür liefert den klassischsten Beweis das, was er seine „Berufsversuchung" nennt. Es handelt sich dabei zugleich um eine der ganz wenigen Wunderaffären aus jüngerer Zeit. Einmal erzählt er, beim Gebet im Dschungel sei ihm die Gestalt eines anscheinend edelen und frommen Mannes erschienen, der aber etwas Tückisches in seinen Augen und etwas Eisiges in seinem Tonfalle hatte. Der erinnerte ihn daran, daß sogar einige Christen ihn mit Mißtrauen betrachteten. Und er redete ihm zu, politischer Führer der Inder und Mohammedaner zu werden. Diese würden ihn anbeten. Er jedoch, so fährt Sundar fort, habe den Verführer abgewiesen und gesagt: „Gehe weg von mir, Satan! Ich habe allzeit gewußt, daß du ein Wolf im Schafskleide bist. Mein Lehn ist der Herr, der sein Leben für mich hingab" usw. Zum Dank für diese tugendhafte Haltung sei ihm dann alsbald Christus selbst erschienen als ein über alle Maßen schönes Lichtwesen (Hf. 50, 1. Aufl.). Die versteckte Drohung ist unverkennbar. Was weiter wird, werden wir ja erleben.

Einer, der es als früherer Sowjetkommissar wissen muß, wie die Dinge liegen, Ossendowski, redet am Ende seines

vorn erwähnten Buches (S. 345, 347) unter der Überschrift: „Mysterium der Mysterien" von dem „Königreich Agharti", das sich von Tibet her über alle unterirdischen Gänge der Welt erstrecke, einem Reich, dessen Bewohner „zwei Zungen haben und deshalb in zwei verschiedenen Sprachen sprechen" (just wie Sundar Singh, nämlich in einer christlichen und einer antichristlichen). Man habe ihm auf seiner Tibetreise die Geschichte von dem „mehr irdisch aufzufassenden Kommen des mächtigen Königs der Welt aus seinem unterirdischen Königreiche, von seiner Erscheinung, seinen Wundern und seinen Prophezeihungen" erzählt: „Erst dann begann ich zu verstehen, daß in dieser Legende ... nicht nur Mysterien, sondern auch eine realistische und mächtige Kraft verborgen liegt, die befähigt ist, die Entwicklung des politischen Lebens Asiens zu beeinflussen."

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Geschauspielertes Fasten

Fast erhält man den Eindruck, als habe es in Sundar Singhs Leben Augenblicke gegeben, wo ihm über sein Treiben das Gewissen zu schlagen begann und wo der Gedanke ihm nicht ganz fern lag, ein neuer Mensch zu werden.

Daß sein Haß gegen das Christentum ihn im Jahre 1904 geneigt machte, demselben einen Streich zu spielen, war bei einem jungen Hindu seiner Charakteranlagen schließlich zu verstehen. Als geborenem Heiden erschien ihm eben die „europäische Religion" als fremder Eindringling in sein Volk, seine Heimat. Wie leicht läßt sich aus solcher Stimmung in einer Knabenseele ein verzehrendes Feuer entfachen! Und dies zumal, wenn sich revolutionäre und religionshasserische Persönlichkeiten von hoher Intelligenz darum bemühen! Sundar hatte ja allezeit unter Heiden gelebt, war nie mit Christen näher zusammengekommen, konnte vom Christentum damals noch nichts Rechtes begriffen haben. Denn die widerwillige Teilnahme an ein paar Religionsstunden, die ein Eingeborener in einer indischen Dorfschule erteilt, ist doch nicht imstande, bei einem Vierzehnjährigen (!) ein wirkliches Eindringen in die Tiefen christlicher Weltanschauung zu erzielen!

Und nun brachte ihn die übernommene Rolle, „christlichen Sadhu" spielen zu sollen, in eine ganz eigentümliche Lage. Um ihr gerecht werden zu können, mußte er sich eingehend mit dem Neuen Testament und mit dem christlichen Glaubensgute beschäftigen. Also mit dem Höchsten und Hehrsten, das Menschenseelen in sich aufnehmen können auf dieser armen Erde.

Daß Gott sich unser erbarmt. Daß in Christus seine Gnade zu uns hernieder kam. Daß, wo sein Geist im Herzen eines Sterblichen waltet, das Dasein Inhalt und Weihe erhält. Daß der Mensch ein Leben, das des Lebens wert ist, eigentlich erst anfängt zu leben, wenn er Anschluß fand an ihn, den Quell alles Lebens: Das alles sind Wahrheiten, die keine Vernünftelei und auch kein Spöttertum auszulöschen vermag. Und daß in einer wunderbar eindringlichen Weise aus jedem Zug, den uns die Heilige Schrift von Christi Persönlichkeit und Geisteswalten übermittelt, zu uns eine Stimme spricht, die ahnend ergreifen läßt, was kein Verstand des Verständigen in Worte menschlicher Redekunst zu fassen vermag: das hat noch jeder empfunden, der nicht mit wollendem Gotteshaß daran herantrat. Ohne irgendwelche Gemeinschaft mit Ihm kein Sichherausheben aus dem, was ringsum ständig hinabgleitet ins Nichts. Daß es so ist, nichts bezeugt es so sehr, als die Leere und Öde in der Brust des Gottfremden, mag sein höhnendes Gelächter erklingen noch so teuflisch grell. – Und mit alledem hatte sich der „christliche" Sadhu nicht bloß äußerlich zu beschäftigen. Er mußte versuchen, es sich innerlich wenigstens so weit anzueignen, daß, was er vorbrachte, der Empfindungswelt eines wirklichen Christen entsprungen zu sein schien. Er muß denken lernen mit Seinen Gedanken, sprechen mit Seinen Worten! Dazu der gelegentlich persönliche Verkehr mit überzeugten Christen! Ob auch dabei mangelnder Scharfblick vieler Vertreter des Christentums und allzu rascher Beifall von Äußerlichkeiten bestochener Massen nicht gerade geeignet war, ihm Achtung vor der geiststählenden Wirkung dieser ihm innerlich fremden Religion zu wecken: Es wurde ihm von arglos vertrauenden Seelen so viel Liebe entgegengebracht! Er konnte in so manches aufrichtig fromme Gemüt hineinschauen! Seine Bosheit hätte schier übermenschlich sein müssen, würde gar nie ein Empfinden für das Unwürdige seines Verhaltens sich in seiner Seele geregt haben.

Sei dem nun, wie ihm sei. Jedenfalls sollte sich ihm im

Herbste 1912 ein Weg eröffnen, dem Abgrunde zu entfliehen, in den er geraten war.

Der edle evangelische Missionsarzt Dr. Nugent in Ujjaim hatte vor einigen Jahren ein Missionswerk gegründet. Das wollte sich bemühen, den viertausend Sikhs, die als Holzfäller nach Kanada ausgewandert waren, das Evangelium zu bringen. Man sah sich nach einem Prediger um und verfiel auf Sundar Singh. Diese Stunde war für ihn entscheidend. Ging er hinüber übers Weltmeer, so wurde er mit einem Male den übelen Einflüssen seiner Umgebung entrückt und konnte sein Leben von vorn anfangen. Nach gewissen Anzeichen zu schließen, stand er zum „Maharischi" und seinem Kreis bis tief ins Jahr 1912 hinein noch nicht in so engen Beziehungen, daß ein Entrinnen völlig ausgeschlossen schien. Klarer wird man in diesen Dingen erst sehen, wenn einmal die Jahrgänge des „Nur Afshan" nach den Beiträgen Sundars und seiner Spießgesellen durchforscht sind, was, wie gesagt, bisher noch nicht geschehen konnte.

War es nun in einem Aufwallen edleren Empfindens, oder handelte es sich wiederum von Anfang an um Komödie? Sundar fand sich bereit, das ihm zugedachte Amt zu übernehmen. Im Oktober 1912 lag fix und fertig ein Abkommen der Missionsgesellschaft mit ihm vor. Schon hatte auch Canon (Kanonikus) Sandys von Kalkutta, bei dem er damals über 14 Tage zu Gast war, die erforderlichen warmen Kleider für ihn besorgt. Da trat unerwartet ein Hemmnis ein. Ungesetzlichkeiten unter den eingewanderten Sikhs hatten zu neuen Paßvorschriften in Kanada geführt. Es machte sich daher für Sundar die Einholung einer speziellen Erlaubnis der dortigen Regierung erforderlich. Daran, daß sie erteilt werden würde, war kaum ein Zweifel. Aber sie ließ auf sich warten. Sundar wurde unruhig. Er ließ die Äußerung fallen: „Vielleicht ist es nicht Gottes Wille, daß ich nach Kanada gehen sollte." Um diese Zeit auszufüllen, machte er sich schließlich auf eine Evangelisationsreise.

Da — unterm 11. Januar 1913 — kam von ihm aus Bombay an Sandys ein etwas eigenartiger Brief. Der Sadhu schrieb: Er sei krank. Deshalb wollte er zu einem Freund in den Zentralprovinzen reisen, von wo er seine Adresse senden werde. Ein christlicher Asket namens Smith, den er hier in Bombay getroffen habe, würde ihn begleiten (Pf. 104).

Aber Sundar war gar nicht krank. Im Gegenteil. Er bewies ungewöhnliche Arbeitsfrische. Am folgenden Morgen, den 12. Januar 1913, erstattete er einer Versammlung in Bombay — wie von dort Pastor Hari unterm 5. März 1913 schrieb — „einen interessanten Bericht über seine Bekehrung, seinen Besuch in Tibet" (sic.!) u. dgl. m. Nachmittags 2.30 Uhr predigte er. Und Montag, den 13., hielt er „eine packende Ansprache in einer Mitternachtsversammlung, die sich bis 2 Uhr morgens" ausdehnte. „Er schien bei tadelloser Gesundheit", bemerkte der genannte Gewährsmann. Am 14. Januar, morgens, habe er dann mit dem Achtuhrzug abreisen wollen (Pf. 105). Wirklich fuhr er mit diesem Zuge über Indore, wo er Geld von der Mission empfing, nach Ujjaim. Dort war er bei Dr. Nugent mehrere Tage zu Besuch. Sie besprachen die kanadischen Pläne. Dabei ließ Sundar die Bemerkung fallen, sein Vater bestreite noch immer die Kosten seines Lebensunterhaltes. Er erwarte von ihm gerade wieder eine Geldanweisung in Muttra oder Delhi. Solche Beihilfe werde voraussichtlich hinfort wegfallen. Denn der alte Mann gewähre sie ja nur, weil er noch immer (seit 1905!) die Hoffnung nicht aufgebe, sein Sohn werde sich vom Christentum wieder abwenden. Die Annahme des Amtes in Kanada nehme sie ihm endgültig. Jetzt wolle er dem Vater einen letzten Besuch von 1—2 Tagen abstatten, um sich dann in Kalkutta einzuschiffen. — Hinterher fiel es dem Doktor auf, daß Sundar auch von „verschiedenen" (!) Versuchen seiner Verwandten, ihn zu vergiften, gesprochen hatte. Davon, daß sein Gast krank sei, merkte Nugent, der doch Arzt war, nichts. Ebensowenig hörte oder sah er etwas von einem Reisebegleiter (Pf. 108; 150).

Der Sadhu verließ Dr. Nugent mit einem Zuge, der ihn am 23. Januar 1913, frühestens zwischen 1 und 3 Uhr nachmittags, durch die kleine Station Nimoda geführt haben mußte (Pf. 111). Durch einen Zufall hielt dort der Schnellzug. Noch an diesem Tage aber empfingen fünf oder sechs Freunde Sundars — darunter auffallenderweise nicht Dr. Nugent — aus derselben Station gleichlautende Telegramme: „Sundar Singh in Christus entschlafen. Smith."

Die Trauer war groß. In christlichen Zeitungen erschienen Nachrufe. Man hielt in Simla einen Trauergottesdienst, zu dem Stokes (sic!) von Kotgarh erschien, um in warmen Worten des so jäh aus dem Leben Gerissenen zu gedenken (Hs. 47, 4. Aufl.).

Rund zehn Tage nach seinem Totgemeldetwerden, nämlich „Anfang Februar", lieferte ein Ochsenwagen Sundar noch lebend, aber in einem anscheinend bejammernswerten Zustande im Missionshaus des abgelegenen kleinen Ortes Annfield ab. Was war geschehen?

Man höre und staune! In der kurzen Zwischenzeit hatte der glaubenseifrige Mann nicht weniger als 40 Tage ununterbrochen gefastet! So behauptet er wenigstens, und zwar Jahre hindurch. Seine Aussagen fingen erst an, unbestimmter zu werden, als man ihm nachwies, daß sich in den dafür einzig in Betracht kommenden fünf, höchstens acht Kalendertagen vierzig Fasttage unmöglich unterbringen ließen.

Der Entschluß, es Christus auch noch in bezug auf das Fasten gleichzutun, war Sundar nach seiner Darstellung gekommen, weil er glaubte, nur auf diese Weise Klarheit darüber erlangen zu können, ob er sein Sadhu-Leben aufgeben und in eine geordnete Amtstätigkeit eintreten solle oder nicht. Sein ihm angeblich in Bombay zugelaufener und in Ujjain einige Tage unsichtbar gewordener Freund „Smith" — derselbe könnte übrigens auch „Swift" heißen — einige Jahre war Sundar von dem einen, einige Jahre von dem anderen überzeugt, andere Jahre von beiden, im Grunde aber sicher-

lich von keinem — „Smith" also hatte ihn als Arzt (der er nicht war) dringend davor gewarnt. Es würde sein sicherer Tod sein. Nur ein Katholik, niemals ein Protestant, würde solch ein Fasten aushalten (H. 154). Aber Sundars streng religiöse Gesinnung zwang ihn dazu, sich zu besagtem Zwecke nach dem noch einige Tagereisen weiter entfernten Dschungel Kajli ban bei Rishi Kesh zu begeben. Seltsamerweise erklärt sich das geodätische Amt im benachbarten Dehra Dun — dem ein englischer Major vorsteht, dessen Namen wir schonend verschweigen wollen — außer Stande, diesen Wald ausfindig zu machen! In kluger Voraussicht kommender Schwäche hatte der Sadhu 40 Steinchen zu sich gesteckt. Er wollte jeden Tag eines derselben fortwerfen, um so sorgfältig zu kontrollieren, daß ja keiner der zur Erreichung des Zweckes unbedingt erforderlichen 40 ausfiel. Und dann ging es los.

Obgleich es bei der dort im Januar herrschenden strengen Kälte kaum möglich ist, im Freien zu fasten, saß Sundar in seinem unauffindbaren Dschungel, leicht bekleidet wie immer und mutterseelenallein. Aß nichts, trank nichts, abgesehen von Wasser. Zuweilen hörte er Löwen in der Ferne brüllen oder andere Ungeheuer. Macht nichts! Es wird fortgefastet! Tag vergeht auf Tag. Nacht auf Nacht. Seine Kräfte schwinden. Zuletzt ist er nicht einmal mehr imstande, eines der übriggebliebenen Steinchen fortzuwerfen, wodurch leider ein Moment der Unsicherheit in die sonst so klare Rechnung hineinkam[1]). „Es war", sagt er, „als ob ich mich von meinem Blute nährte. Meine Augen waren dunkel. Ich konnte kaum meine Lippen oder einen andern Teil meines Körpers bewegen.

[1]) Er fuhr — wie er zugibt — am 23. Januar 1913 zwischen 1 und 3 Uhr nachmittags durch Nimoda. Bis zu dem Ort zu gelangen, wo er gefastet haben will, bedurfte er noch einiger weiterer Tage. Anfang Februar aber brachte man ihn schon nach Annfield. Am 13. Februar war er bereits wieder soweit hergestellt, daß er an Bischof Lefroy schriftlich Bericht erstatten und seine Genesung melden konnte (s. Pf. 13).

Anderseits wurden meine geistigen Fähigkeiten zehnmal lebhafter als zuvor. In diesem Zustande des geistigen, weit aufgeschlossenen Wachseins war es, daß ich die Glorie des Herrn schaute und ihn ein zweites Mal in meinem Leben mit meinen körperlichen Augen sah. Dieser glorreichen Vision folgte ein Einfließen des heiligen Geistes und das durchdringende Gefühl seiner dauernden Gegenwart. Die Vision enthüllte mir auch den Plan Gottes über meine Zukunft: daß ich ihm noch für einige weitere Jahre in der Welt dienen sollte (nach Zahir, St. d. Zt. 417, 1924).

„Am Ende der 40 Fasttage", fährt der heiligmäßige Mann fort, „war ich wenig mehr als eine Leiche. Und es war für mich ganz außer Frage, ob ich noch fähig war, mich fortzubewegen. Aber Gott war nahe, mir zu helfen. Und am allerersten Tage nach meinem Fasten kamen zufällig zwei Holzfäller des Wegs geschlendert." — Ihre Adresse ist nach Sundar jetzt nicht mehr ausfindig zu machen, so daß man sich bei ihnen leider nicht erkundigen kann. Anstatt nun aber den Sterbenden so rasch wie möglich ins Bett zu bringen, trugen ihn die Leute zunächst nach Rishi Kesh. Von da wurde er in acht- bis zehnstündiger Wagenfahrt auf gewiß recht holperigen Wegen nach dem beliebten Fremdenkurort Dehra Dun befördert, wo sich ein Regierungsspital und zahlreiche Heilkundige befanden. Man hätte meinen sollen, sie würden ihn nun wenigstens, ehe er den letzten Atemzug tat, dort abgeliefert oder ihm doch einen der Ärzte zugeführt haben. Nichts dergleichen! Sogar vor den daselbst ansässigen Missionaren hielten sie ihren Transport sorgfältig geheim! Sowohl Ahrens, wie Law, wie Kenjali Ran, die Pfister befragte, erklärten, daß sie nie etwas von diesem Transport erfahren hätten. — Statt dessen requirierten die Baumfäller — man weiß nicht recht wo und mit wessen Geld — einen Ochsenwagen, legten den wehrlosen Dulder darauf und fuhren — als habe sie der Teufel besessen — nochmals los, immer höher die Berge hinauf, zehn weitere Stunden, bis nach

dem abgelegenen Nest Annfield, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen! Und das alles bloß, weil sie es sich just so in ihrem Holzhackerverstand zurechtgelegt hatten. Denn ausdrücklich versicherte später Sundar Singh, daß er völlig bewegungsunfähig war und kein Wort sprechen konnte! (St. 27). Zu allem Unglück ist, als sie eintreffen, auch noch die Missionarsfamilie gerade auf Urlaub! Zu Hause befindet sich bloß der Diener Bansi, den sein Herr als einen außergewöhnlich beschränkten Menschen, „ohne jegliche Vorstellung von Zeitangaben", schildert. Nicht einmal einen Arzt holte er für den sterbenden Mann. Ja, er verheimlichte allen, daß Sundar bei ihm sei, gerade als gälte es ein Verbrechen zu verbergen! Ein für Erkundigungen gleichfalls höchst ungünstiger Umstand! Und so schwebte denn Sundars kostbares Leben wieder einmal in der gräßlichsten Gefahr. Aber als dann die Missionsleute zurückkehrten — es dürften 8 oder mehr Tage vergangen sein — ging es doch schon erheblich besser. Am 13. Februar 1913 aber — genau 21 Tage nach seinem Tode bzw. Tottelegraphiertwerden — saß der Genesene bereits wieder am Schreibtisch, um Bischof Lefroy Bericht über das Vorgefallene zu erstatten.

Und nun möge der Leser erwägen, ob ein Mensch ohne Spießgesellen solch eine Komödie aufführen kann! Wer telegraphierte? [Es kommen sogar zwei Aufgabeorte in Frage[1]).] Sollte Sundar wirklich den in Nimoda an jenem Tage nur zufällig haltenden Schnellzug alsbald verlassen haben, um nach Aufgabe der Drahtung sachte im Personenzug

[1]) Auch von Muttra traf ein Telegramm — ohne Unterschrift! —: „Sadhu Singh fell on sleep" bei Wherry ein. — Eine ziemlich dunkle Geschichte ist es mit der durch Heiler gemachten Mitteilung: Sandys habe „fast gleichzeitig" mit der Drahtung auch einen Brief von Sundar erhalten, diesen mit dem Poststempel „Khyber Paß". Aber dort, an der weitentlegenen afghanischen Grenze, gab es überhaupt kein Postamt! Und selbst wenn eine Ortsverwechselung vorläge: würde Sandys einen so wichtigen Brief in seinem Nachruf auf Sundar (1913!) unerwähnt gelassen haben?

weiterzufahren? Dann würde u. E. zum mindesten anzunehmen sein, er selber habe diesen „Zufall" veranlaßt. War der Aufenthalt aber wirklich unvorhergesehen, so mußte sich der jähe — und dementsprechend unüberlegte! — Entschluß, diese Gelegenheit zu nutzen, zwei lustigen Brüdern von selber aufdrängen, die gerade dabei waren, eine große Sache zu drehen. Um die gemeinsam entworfene Drahtung so schnell als möglich los zu werden, hätte dann Sundar seinen Mitverschworenen aus dem Wagen hinausgeschoben. Er selber aber wäre nach Muttra vorausgefahren, wo er ja Geld erheben wollte. In diesem Fall würde die Frage bedeutungslos werden, ob er damals — wie sonst zuweilen — den schwarzen Mantel über dem Sadhukleide trug, den der Stationsvorsteher bei dem Telegrammaufgeber gesehen haben wollte. Daß letzterer ein Inder war, scheint uns besonders bemerkenswert. Selbstverständlich hieß er weder Smith noch Swift. Es wird eben einer von der Zunft gewesen sein, der den Sadhu in Bombay faßte und ihm die „dummen Flausen" ausredete. Darum auch von dort Sundars Brief an Sandys mit den verdächtigen Bemerkungen über das gar nicht vorhandene Kranksein, den „christlichen Asketen namens Smith" und den „Freund in den Zentralprovinzen". Wir fragen weiter: Wer hatte wohl die günstigste Lage in Annfield (Abwesenheit der Missionsfamilie usw.) ausbaldowert? Schwerlich einer der beiden! Wer besorgte die „Holzfäller" oder bestellte den Ochsenwagen? Wer bezahlte ihn? Das wimmelt ja von Komplizen! Wer endlich half Sundar so zurechtstutzen, daß er sich in Annfield als Todeskandidat sehen lassen konnte? Im Hause des Anführers solch einer Bande — bei Freund „Maharischi" — waren gewiß die richtigen Leute und das richtige Werkzeug auch dazu zu finden.

Merkwürdig, wie stark sich die Angaben darüber widersprechen, wann Sundar damals mit dem Maharischi zusammentraf! Heiler (Hs. 43) meint „im Sommer 1912". Das ist in seinem Sinne unwahrscheinlich. Streeter (33) sagt „nach

dem Fasten", also Februar 1913. Wie, wenn dies Beisammensein, von dem ein so großes Wesen gemacht wird, *während des „Fastens"* stattfand? Dann würde der „christliche Asket Smith" — ein trefflicher Scherzname für einen mitverschworenen „Bolschewisten!" — auch deshalb nach Bombay gekommen sein, um Sundar ins Hauptquartier der „großen Meister von Tibet" zu holen.

Die hohe Bedeutung, die Sundar Singh der ihm während seinem erdichteten Fasten zuteil gewordenen *Erscheinung des „Herrn"* beimißt, hat etwas Auffallendes. *Er hebt sie hervor als die zweite große Entscheidung seines Lebens*, ebenbürtig der vom 18. Dezember 1904. Und ist sie das nicht auch wirklich? War durch die Ereignisse dieser Januartage 1913 nicht eine Änderung seines Kurses ein für allemal unmöglich geworden? — Am 22. März 1913 entschuldigte sich Sundar brieflich bei Sandys, daß er so lange nichts von sich hatte hören lassen: Er hätte 40 (!) Tage gefastet, und viel Volk habe ihn für tot gehalten. Aber er habe dem Bischof geschrieben, daß er noch lebe. „Er sagte wiederum," fährt der Kanonikus fort, „er habe die Tatsache festgestellt, es sei nicht *Gottes* Wunsch, daß er nach Kanada gehe" (Pf. 113).

Wer dieser „Gott" war, der mit Sundar verhandelte, als es galt, den betrügerischen Fastenzauber aufzuführen, darüber wissen unsere Leser nun schon Bescheid. Sicherlich war es nicht unser Gott und war es nicht Christus. Denn diese haben mit Lügnern und Betrügern nichts zu schaffen. Der betreffende „Herr" war ein Herr der Lügner und Betrüger. Wahrscheinlich derselbe, der Sundar in seinem Vaterhaus (Dezember 1904) besuchte und der beim Maharischi „in Herrlichkeit erschien". Bei der diesmaligen Zusammenkunft mit seinen geheimnisvollen Hintermännern (Januar 1913) aber fiel die Entscheidung darüber, wie sich Sundars Zukunft hinfort gestalten sollte. Und zwar wurde — wie die Ereignisse der Folgezeit zeigen — damals beschlossen, den jungen, nunmehr 23jährigen Fakir

mit vereinten Kräften auf den Wegen Miß Diana Vaughans weiterzuführen und ihm den Ruf eines evangelischen Heiligen und Apostels Nr. 13 zu verschaffen.

Dem entsprechen vollkommen die „mystischen" Andeutungen, mit denen Sundar seine Leser neckt. Es bekommt z. B. einen geheimen Sinn, wenn er sagt, daß ihm damals „die vollständige Abhängigkeit von ‚Gott' (dem der Nihilisten!) geoffenbart worden" sei. War es ihm doch nicht gelungen, seinen bisherigen Genossen zu entweichen! Hatte er doch die Fastenkomödie aufführen müssen, ob er wollte oder nicht! Seitdem verließ ihn nicht mehr „das durchdringende Gefühl der dauernden Gegenwart" dieses „Gottes". Er hatte erkannt, daß seine „Friedens- und Glücksempfindungen" dessen „Gegenwart zuzuschreiben" seien, daß es aber übelste Folgen für ihn haben müsse, wenn er Seitensprünge mache. Er hatte nunmehr unbedingt gehorchen gelernt. Und während er bisher noch zuweilen „ärgerlich werden" konnte, war — wie er sagt — dieser „Pfahl im Fleisch, offenbar derselbe, unter dem auch der Apostel Paulus litt", jetzt endgültig überwunden, so daß es ihm besser gelänge, „sich demütig zu halten". Das wurde ihm erleichtert dadurch, daß ihm damals noch „andere Dinge von größter Wichtigkeit offenbart wurden". So besonders auch Pläne jenes „Gottes", die sich auf seine „Zukunft" bezogen, nämlich, daß er „ihm noch einige weitere Jahre (als Scheinchrist) in der Welt dienen solle" usw. (Vgl. zu allem Zahir, St. d. Zt. 419, 1924 usw., sowie die ganz ähnliche „Mystik" Sch. St. II 124 f.!)

Über die Fastengeschichte gab es später – dies sei wenigstens beiläufig vermerkt — ein wildes Durcheinander in Büchern und Tagespresse, ganz wie in solchen Fällen bei Taxil stets: Wer hat die Telegramme abgeschickt? Von wo? Und weshalb? Hieß er Smith? Oder Swift? Oder Sundar? Oder wie sonst? War er Protestant? War er Katholik? Wohl gar Mönch? Oder nur Priester? Oder Arzt? Gelb im Gesicht? Oder weiß? Trug er einen schwarzen Mantel? Oder die Kutte? Oder das Sadhu-Gewand? Handelt es sich um

fünf Telegramme? Oder sechs? Oder noch mehr? Auch Briefe? Von Nimoda? Von Muttra? Von Delhi? Vom Khyberpaß? Bei der Erörterung darüber richtete der unauffindbare „Smith" ein kindisches Schreiben in Typen und ohne Unterschrift an „The Indian Witness". De- und wehmütig bekannte er sich darin alleinschuldig. Es war aus Liebe geschehen! Und nun dauerte ihn der arme Sadhu, der „stumm ist, wie ein Schaf vor seinem Scherer" (Hs. 78). Auch nach London an den „Missionary Gleaner" ging von geheimnisvollen Händen ein langer Bericht (Hs. 25). Zu allem Unglück hatte der Sadhu wieder „kein Tagebuch geführt". Er wußte bloß, daß sich alles wirklich so zutrug, wie es sich nun und nimmer zugetragen haben kann. Dabei widersprach er sich, wie üblich, in jedem Worte. Bald sagte er so. Bald sagte er anders. Bald sagte er gar nichts. Und schließlich, harmlos wie ein neugeborenes Kind: „Was soll ich denn für einen Vorteil davon haben, wenn ich Telegramme über mich sende, daß Sundar Singh starb? Davon habe ich weder einen geistlichen (!) noch einen weltlichen Vorteil!" — Kurz, der reinste Hexensabbath! Aber alles genau so, wie einst im Schwindel Leo Taxil üblich! Niemals dabei ein ernstlicher Versuch der Klärung auf Sundars Seite. Wohl aber tausend Kunstgriffe, die Sache auf tote Gleise zu schieben, die Aufmerksamkeit auf Nebenfragen zu lenken und die Fäden zu verwirren.

Die Flucht Sundars vor dem Amt in Kanada mit Hilfe der Fastenkomödie hatte selbstverständlich ein Zerwürfnis mit Sandys und Nugent zur Folge. Es kam darüber zu einem Briefwechsel zwischen den Beteiligten, in dem dem Sadhu sein Wortbruch vorgehalten und Aufklärung über die Frage der Telegrammabsendung usw. verlangt wurde. Seine Antworten fielen durchaus unbefriedigend aus und hinterließen in den Seelen beider Missionare ein tiefes Mißtrauen gegen den religiösen Abenteurer.

Modernes Heiligwerden

Die Nachrichten über Sundars Tun und Treiben vom Sommer 1913 bis dahin 1916 fließen auffallend spärlich. Es fragt sich, was der Mann damals eigentlich trieb. Da es sich um die Zeit unmittelbar vor und nach Beginn des Weltkriegs handelt, könnte man an politische Inanspruchnahme denken. Vor allem aber wird es eine Zeit der Vorbereitung auf jenes Unternehmen größten Stils gewesen sein, das bei der Zusammenkunft mit seinem „Herrn" ins Auge gefaßt wurde. Just in diese Zeit — besonders ins Jahr 1914 — werden nämlich, so viel wir sehen, gerade seine abenteuerlichsten „Erlebnisse" fast samt und sonders verlegt. Erst die Veröffentlichung seiner Aufsätze im „Nur Afshan" wird hier volles Licht schaffen. Es dürfte sich dabei ergeben, daß die vor dem „Fasten" veröffentlichten noch immer verhältnismäßig harmloser Natur waren und daß der eigentliche Sundar-Singh-Schwindel erst von diesem Zeitpunkte anhebt, gerade so wie Tazil seinem über alle Begriffe verwegenen Diana-Vaughan-Zauber eine Reihe von Jahren verhältnismäßig gemäßigterer Schwindeleien hatte vorangehen lassen. Dazu stimmt, daß der indische Missionar Kannegießer versichert, er habe bis zu seiner Rückkehr nach Europa im Jahre 1915 von Sundar Singh eigentlich so gut wie nichts gehört.

In dieser Zeit wird nicht bloß die christliche Presse, vor allem der „Nur Aufshan", nach berühmten Mustern ausgiebig mit Kukukseiern belegt worden sein. In ihr stellten

auch intelligente Genossen eine Art Urevangelium her, auf Grund dessen dann Sundars „Heiligsprechungsprozeß" eröffnet werden konnte. Es enthält bereits fast alle in Betracht kommenden „Wunder" und ist offenbar mit der von Sundar so sorgfältig geheimgehaltenen „Selbstbiographie" identisch. So erklärt es sich auch, daß aus späteren Jahren kaum noch ein Sadhu-Wunder berichtet wird, jedenfalls keines aus „Tibet". Hätte Sundar dieses „Urevangelium" nicht fix und fertig von andern überkommen, sondern selber verfaßt, so ließe sich nicht einsehen, warum ihn die Begabung zum Fabulieren im großen nur in diesem einen Jahre eigen gewesen sein sollte. Ein in dieser Richtung schöpferischer Geist hätte es sich doch wohl kaum nehmen lassen, auch das letzte Jahrzehnt entsprechend auszuschmücken.

Nach solch unerläßlichen Vorarbeiten galt es dann, eine Sadhu-Literatur zu schaffen, die die Länder der Welt zu überschwemmen bestimmt war.

Es geschah im Sommer 1916, wo bei Sundar in Kotgarh (oder in Subathu? s. S. 178) mindestens vier Wochen ein Freund zu Gaste weilte, mit dem er das Büchlein zusammenbraute, das dazu bestimmt war, seinen Weltruf zu begründen. Alfred Zahir war ein junger Inder, aber wohl nicht, wie es gelegentlich hieß, bekehrter Mohammedaner (Pf. 22). Derselbe hatte den Posten eines Inspektors am christlichen Internat in Agra inne. Im übrigen besaß er den Grad eines Baccalaureus der Künste. Deshalb und seiner ganzen Art nach könnte man ihn für einen Literaten aus dem Tarilkreis halten. Die Titel der rasch hintereinander unter seinem Namen über den Sadhu und verwandte Gegenstände erschienenen Schriften verraten den in sensationeller Aufmachung erfahrenen Pressemann. Sie lauten: „Einer, der das Kreuz liebt" — „Gerettet zum Dienst" — „Der Apostel mit den blutigen Füßen" — „Himmel und Zukunft" — „Christi Geheimschüler" usw. Die in seiner Stellung in Agra gewonnenen Beziehungen zu Missionaren wußte Zahir in der uns von Taril her be-

kannten Art zu benutzen. Er bat sie nämlich um einige rein sprachliche Korrekturen in den Druckbogen seiner unwahrscheinlichen Schriften, um dann zur Erhöhung von deren Glaubwürdigkeit im Vorwort usw. die „Mitarbeit" dieser Herrn in überschwenglichen Worten zu preisen. Als das geschehen, verließ er, etwas über Quer mit ihnen, das Hotel und — fuhr „nach Amerika"! Wie es hieß „zum Studium des Journalismus". Er wollte Verleger werden. Doch sagten andere, er vervollkommene sich drüben im Gastwirtsgewerbe, was wohl mehr als Witz aufzufassen ist. In Amerika gab dann auf Grund seiner Schriften ein Bischof ein Sundarbüchlein heraus. Zahir blieb dort zuletzt drei Jahre, fuhr darauf nach England (1924 oder 1925) und schließlich wieder nach Indien. Kurz, er zeigte eine internationale Beweglichkeit, die sich sonst meist nur amerikanische Milliardäre oder Taxilgenossen leisten können. Wo nimmt der Mann das Geld dazu her? fragt deshalb P. Hosten, S. J. (C. H. 34, 1924). Bis zum Jahre 1918 vertraute ihm Sundar seine ganze Korrespondenz zur Aufbewahrung an (ein Amt, das seitdem Frau Parker übernahm). Der Sadhu aber klagte bitterlich, als Zahir angeblich durch nichts zu bewegen war, diese Akten wieder herauszugeben. Sogar verbrannt wollte sie der „Ungetreue" haben, was sich jedoch als unwahrscheinlich erwies. In Wirklichkeit war es Sundar selbstverständlich höchst erwünscht, daß diese Dinge verschwunden blieben, die Licht über seine Vergangenheit hätten erteilen können. Auch nahmen sich beide Brüder nichts übel, sondern blieben die besten Freunde (s. Pf. 39).

Zum ersten und Hauptbüchlein über Sundar Singh, das sie miteinander zunächst in der Urdusprache abfaßten, sagen Vorwort (28. August 1916) und Briefe Zahirs, daß es „unmittelbar von Sundars Mund niedergeschrieben" und „von ihm gelesen und gebilligt" wurde. Es enthalte „eigenhändige Niederschriften" desselben, auch Artikel des „Nur Afshan". An der „Authentizität der Erzählungen sei nicht der geringste

Zweifel gerechtfertigt". — Der Anfang 1918 erschienenen zweiten Auflage ging, wie Zahir in der Vorrede bemerkt, gleichfalls „eine Zeit glücklichen geselligen Umgangs mit Sundar voraus". Sie „schloß alle Korrekturen ein, die der Sadhu in der ersten Auflage mit eigener Hand machte". So war es denn auch als völlig zuverlässig in die Ichform gebracht. (Also: „Ich, Sundar Singh, habe das und das erlebt" usw.) Sundar erklärte öffentlich, er habe die Schrift „durchgesehen und gebilligt". Er schrieb auch im September 1919 (!) zu einer anderen Schrift Zahirs eine Vorrede, in der er bemerkt: „Ich fühle zuversichtlich, daß Gott die Bemühungen Bruder Zahirs (finanziell?) sehr ertragreich machen wird." (S. zu allem Pf. 21—41.) Das dürfte genügen.

Eine gute Presse sorgte dafür, daß Sundar Singh jetzt mit einem Schlage in Indien ein berühmter Mann wurde. Freilich erfolgte nun auch sofort von evangelischer Seite die öffentliche Warnung. Dr. Nugent richtete an das „Indische Zeugnis" („The Indian Withness", Lucknow) unterm 24. Juli 1917 — einige Monate, nachdem das erste Zahirbüchlein auch in englischer Sprache (Vorrede vom 13. März 1917) erschienen war — einen Brief (Pf. 46). Darin bemerkte er, daß Sundar besser daran täte, der in demselben Blatt im Jahre 1913 erlassenen Aufforderung zu entsprechen, befriedigende Erklärungen abzugeben über die damaligen Telegramme und „sein Verschwinden, als er wenige Tage später nach Kanada abzureisen verpflichtet war". Wenn das geschehe, so würde es einen höheren Wert haben, „als seine prahlerischen Phantasien" in dem Zahirschen Büchlein. Der sich daran anschließende Briefwechsel bestärkte Nugent in seiner Überzeugung von Sundars Lügenhaftigkeit. Sogar die Adresse „Swifts", die ihm letzterer — noch dazu absichtlich verzögert (Pf. 138) — angab, erwies sich dabei als falsch. Als aber bald eine Schrift Zahirs über den Maharischi erschienen war, griff auch das an Canon Sandys' Wohnort Kalkutta erscheinende Missionsblatt „The Epiphany" (23. März 1918) ein. Es

stellte insbesondere fest, daß sich verschiedene Personen erboten hätten, mit Sundar den 318 Jahre alten Herrn aufzusuchen. Der Sadhu bringe jedoch immer neue Entschuldigungen vor, die Reise hinauszuschieben. Wir bemerken noch, daß er sogar öffentliche Aufforderungen erließ, sich an einem seiner Ausflüge auf den Kailas zu beteiligen. Es ging aber allen, die sich meldeten, genau so, wie den im Kalkuttaer Blatt Erwähnten. Und die Reise ist bis zum heutigen Tage nicht zustande gekommen, natürlich nicht durch Verschulden unseres „Heiligen"! Im übrigen verschanzte sich Sundar hinter der Ausflucht, die Zahirschen Schriften seien ihm „nicht zur Korrektur vorgelegt" worden, „und es finden sich in ihnen daher viele (Druck-?) Fehler, für die ich nicht verantwortlich bin" (H. 9). Er schrieb aber auch (an Heiler, 3. März 1925): „Ich muß sagen, daß, obgleich Zahir viele Fehler macht, doch viele Dinge in seinem Buche wahr sind" (H. 21). Wer das las, war selbstverständlich so klug wie zuvor; und es blieb alles beim Alten, außer daß die leicht zu Befriedigenden den Sadhu für der Verantwortung enthoben hielten. Nach dem Erscheinen der gleich zu erwähnenden Parkerschen Schrift lebte der Streit wieder auf. Noch 1919 hatte Dr. Nugent deshalb eine mehrstündige Unterredung mit Sundar, zu der er vorsichtshalber den Rev. C. W. Donald zuzog. Als Rückendeckung benutzte Sundar diesmal mittlerweile geerntete Versammlungserfolge. Nugent schreibt: „Wir stellten ihm manche Fragen. Und seine Antworten waren alle ausweichend und unbefriedigend. Er machte keinen Versuch, Beweise für seine wunderreichen Geschichten nachzuliefern. Zu allen Schwierigkeiten gab er nur die Antwort: ‚Würde Gott mich in so vielen und großen Vortragsversammlungen in Indien und anderen Ländern gebrauchen, wenn ich ein Lügner wäre?'" (Pf. 140 f.)

Der zweite große literarische Vorstoß erfolgte im Jahre 1918. Er wurde besonders umsichtig vorbereitet. In Trewandram wohnte die schriftstellerisch befähigte Frau eines Missionars, Mrs. R. J. Parker. Als sie Zahirs Erstlingsschrift ge-

lesen hatte, legte sie, wie sie sagt, das Buch beiseite mit den Worten: „Ich kann mit einem Mann wie Sundar Singh nichts anfangen" (H. 146). Da erschien der Sadhu selber im Februar 1918 in Trewandram, durch Verbreitung der Zahirschriften und Presselärm in einer Weise angekündigt, daß, wie Frau Parker (VII) schreibt, mancher „den Anbruch eines Tages voller Wunder" erwartete. Denn darauf, den Tamtam zu rühren, versteht sich niemand besser als die Caglioſtros unserer Tage. Und der Apparat funktionierte auch weiterhin tadellos. Die „große Ähnlichkeit des Mannes mit den überlieferten Christusbildern" war frappierend. Und dem entsprach sein ganzes Auftreten. Selbstverständlich logierte er im Missionarshaus. „Während seines Besuches in Trewandram", schreibt Frau Parker (VIII), „folgte Sadhu Sundar Singh, wann immer er auch in der Öffentlichkeit erschien, eine staunende Menge. Ja, sogar die Kinder drängten sich um ihn, um sein gelbes Kleid zu berühren, und die Kranken brachte man herzu, damit er mit ihnen bete. Es ist fast unmöglich, die Leute zu überzeugen, daß er nicht Kranke heilt, selbst wenn diese Versicherung aus seinem eigenen Munde kommt. Bei einer solchen Versammlung trug sich eine rührende Begebenheit zu, die lebhaft daran erinnerte, wie unser Herr einst von den Menschen aufgesucht wurde. Es war bei einer großen Versammlung im Freien. Da kamen einige Männer mit einem Kranken auf einem Ruhebett. Sie setzten es sanft an einer Stelle nieder, von der aus der Kranke das Gesicht des Sadhu sehen und seine Worte hören konnte. Es war ein Christ aus einem etwa elf Kilometer entfernten Dorfe, den man in der Nacht hergebracht hatte, damit er ja bei der großen Versammlung zugegen sei. — In derselben Nacht trug sich ein anderes Ereignis zu, das uns an den Besuch des Nikodemus bei unserm Heiland erinnert. Um 2 Uhr, als alle Welt im Schlafe lag, kündigt ein schwaches Klopfen an der Tür die Ankunft eines mitternächtigen Gastes an. Ein Mann, der einer Kaste angehörte, war mit dem Wunsche, über religiöse Dinge

zu sprechen, zu ihm gekommen. Auf seine Erklärung hin, daß er sich schäme, bei Tage zu kommen, erwiderte ihm der Sadhu: „Jesus Christus hat sich nicht geschämt, für dich bei Tage am Kreuz zu leiden, und du kannst nicht ein wenig für Ihn leiden?" Am folgenden Tage nahm dieser Mann all seinen Mut zusammen und erschien beim Gottesdienst inmitten der Schar der Christen, um der Predigt des Sadhu zu lauschen. ... Wo man ihn (Sundar) sieht, hört man sagen: ‚Wie gleicht er doch Christus!'" (P. VII ff.)

Darf man sich wundern, daß eine empfindsame Dame, der solch ein Theater aufgeführt wird, und die sogar nachts 2 Uhr aus dem Bett heraus muß, weil sich augenscheinlich ein lustiger Spießgesell den Spaß macht, Nikodemus zu spielen, schließlich ganz Feuer und Flamme war? Die Namen und Adresse der Akteure hat sie, wie es scheint, in der Aufregung nicht einmal erkundet. Sonst möchte man gar zu gern wissen, was aus dem „11 Kilometer entfernten Kranken", dem „Nikodemus" usw. geworden ist. Sundars Genossen haben sich die Sache entschieden etwas kosten lassen. Aber es lohnte sich. Als der Sadhu ihr nicht bloß seinen Schmerz darüber aussprach, daß Zahirs Buch über ihn so viele Mängel habe, sondern sie auch sofort (Februar 1918!) bat, künftig an dessen Statt seine Briefschaften zu verwahren[1]), da schmolz ihr Herz dahin. Und sie entschloß sich, mit des Sadhu Hilfe, der „sehr dankbar" dafür war (H. 46; 4. Aufl.), eine ganz authentische Lebensbeschreibung des Mannes zu verfassen (H. 147). So entstand das köstliche Büchlein der Parker, das Sundar vortrefflich half, seinen frechen Schwindel nun auch nach Europa hinüberzutragen. Man versteht es, daß solcher Zauber wie in Trewandram nicht monatelang hintereinander an ein und demselben Orte aufgeführt werden kann, und daß überhaupt nach Aussage der

[1]) Siehe H. 42 4. Aufl.: Meist Briefe voller Anerkennung aus allen Ländern an Sundar Singh (Fälschungen?), von denen manche sich in wunderlicher Weise unterscheiden, die aber eins sind in ihrer Wertschätzung des Sadhu".

Parker (P. 6) Sundar „nie lange an einem Platze blieb". Ein dreimaliges Zusammensein mit dem Sadhu ging der Abfassung des Werkchens voraus, ferner ein umfassender Gedankenaustausch mit Freunden, ja sogar „Gegnern" Sundars (Th. W. 156, 1925). Dafür lieferte ihr dieser auch ein Vorwort, in dem er in seiner gotteslästerlichen Weise bekannte, „in welch herrlicher Weise der Geist Gottes Frau Parker geholfen und sie so geleitet habe, daß sie ihr Büchlein ohne irgendeinen Fehler niederschrieb".

Dieses war der zweite Streich, doch der dritte folgt sogleich. An der weltberühmten englischen Hochschule Oxford waltete seines Amtes ein hochgeachteter Professor und „bedeutender Vertreter der liberalen Theologie in der anglikanischen Kirche" (H. 96), B. H. Streeter. In dessen Kolleg erschien im Oktober 1919 aus dem fernen Inderlande ein junger „christlicher" Freund Sundar Singhs. Er hatte in Indien (Madras) den Rang eines Baccalaureus der Künste erworben, angeblich auch drei volle Jahre in Amerika „studiert" (St. 4) und nannte sich A. J. Appasamy. Sein besonderes Forschungsgebiet war die Ergründung der Beziehungen johanneischer Mystik zur Mystik der Bhaktridichter. Also ein Thema, das sich wunderbar in die von Leo Taxil und seinem Kreise mit solcher Unermüdlichkeit behandelten apokalyptischen Fragen einreiht. Solch ein exotischer Schüler ist immer eine interessante Persönlichkeit für einen Universitätsprofessor. Und da Appasamy obendrein bei Streeter seinen Doktor machen wollte, kamen beide rasch zueinander. Dabei wußte der Inder dem Oxforder ein so lebhaftes Interesse für den Sadhu einzuflößen, daß Streeter sich an den Gedanken gewöhnte, über Sundar Singh ein Buch zu schreiben. Appasamy seinerseits erklärte sich aufs Entgegenkommendste bereit, ihm bei dessen Abfassung mit seinen Beziehungen zu Sundar zu unterstützen. So war für den ‚richtigen' Inhalt von vornherein gesorgt. Nebenher bekleidete Appasamy auch das Amt eines Commis voyageur zur Vorbereitung von Vortragsreisen des großen

Schwindlers durch die Länder Europas. Er bewies dabei eine solche Fixigkeit, daß der Plan zu der ersten schon nach wenigen Wochen feststand und sie im Januar 1920 ihren Anfang nehmen konnte. Auch die zweite war sein Werk. Unter andern stellte er sich zu Neujahr 1922 in Kiel ein und wußte den dortigen Universitätsprofessor Sch. zu bestimmen, dem Sadhu in eine Reihe deutscher Städte die Wege zu ebnen (H. 65). Da er dabei bereits von bevorstehenden Rundfahrten Sundars durch die Schweiz und die skandinavischen Länder berichtete, sowie gelegentlich in Paris auftaucht, dürfen wir wohl annehmen, daß er auch dort in ähnlicher Weise wirkte. Rätselhaft bleibt nur, wer ihm das Geld zu seinen recht kostspieligen Weltreisen (Asien, Amerika, Europa) gab. Wir glauben nicht fehl zu gehen mit der Annahme, daß Sundar seinem gewandten europäischen Geschäftsträger auch die Umgarnung des in der evangelischen Welt so überaus angesehenen Erzbischofs von Schweden, N. Söderblom, zu danken hat. Denn dieser gestattete den Abdruck eines Aufsatzes im Sadhu-Buche, das Streeter dann mit dem Vorwort vom 1. Februar 1921 zusammen mit Appasamy herausgab. Er ließ sich ferner bereitfinden, ein „Geleitswort" zu Heilers Verteidigung des Sadhu zu schreiben. Damit wurde der von Tazil geübte Brauch wieder aufgenommen, seine verderbliche Schriftstellerei dadurch fast unangreifbar zu machen, daß er Anerkennungsschreiben u. dgl. höchstgestellter Kirchenmänner ergatterte, die ihre Gutwilligkeit später bitter zu bereuen hatten (Sch. St. II 9 usw.). Bei diesen Verhandlungen mag auch die schwedische Reise Sundars verabredet worden sein. Der indische Gaukler Sundar brachte es auf ihr sogar fertig, sich im Studierzimmer Söderbloms mit diesem zusammen photographieren zu lassen, so daß nun in allen möglichen tief beklagenswerten Schriften mit diesem Bilde für ihn Reklame gemacht wird. Es ist das ein Teufelsstreich, der sich nur mit Tazils Besuch beim Papste vergleichen läßt. Die im Entstehen begriffene dritte Beschreibung seines Lebens für-

derte der „Heilige" mit genau demſelben Eifer wie die beiden früheren, was alles ihn nicht hinderte, ſpäter (H. 6) heuchleriſch zu beteuern, er habe ſeine Freunde gebeten, doch ja bei ſeinen Lebzeiten nichts über ihn zu veröffentlichen. Zu Beratungen darüber wohnte er in Oxford mehrere Tage bei Streeter, hatte auch im Februar und März 1920 mit ihm wiederholte Zuſammenkünfte dort und in London (H. 96; Pf. 49 f.) und ſchickte ihm obendrein allerlei „wichtiges Material" (St. 5)! Appaſamy aber war in Oxford acht Tage lang der unzertrennliche Begleiter des „Heiligen". Ja, er verſtand es ſogar, ſich mit ihm für 14 Tage ſeitwärts in die Büſche zu ſchlagen. Beide Buſenfreunde fuhren nämlich miteinander um den 1. März herum über London nach — Paris, wo wir die Zentrale der Weltbetrüger vermuten. Die beklagenswerte Folge dieſes illegitimen Verhältniſſes war, wie geſagt, der Streeter-Appaſamyſche Wechſelbalg, der viel dazu beitrug, die Köpfe mit ſadhuiſtiſchem Unfug zu erfüllen. Appaſamy „ſtudierte" übrigens auch eine Zeitlang in Marburg und half dieſe deutſche Univerſität zu einem Zentrum der Sadhu-Begeiſterung machen. Nachdem erſich noch durch andere literariſche Verdienſte die warme Anerkennung Sundars verdient hatte, teilte er dem Oxforder Profeſſor mit, er habe eine Einladung zu dem Fakir nach Subathu erhalten. Sie würden daſelbſt miteinander ein neues Buch verfaſſen. Und ſo dampfte er denn nach wohlverbrachtem europäiſchem Tagewerk wieder in ſeine ſchöne Heimat ab. Dort werden ſich nun wohl die beiden in Sundars gemütlichem Heim manchmal ſchier „totlachen", wenn ſie miteinander von ihren europäiſchen Abenteuern plaudern.

Die drei großen literariſchen Aktionen hatten ihr Ziel voll erreicht. Die Schleuſen waren durch ſie für Fluten von Sadhu-Broſchüren und Sadhu-Artikel in der Preſſe geöffnet. Es war ein genialer Schachzug geweſen, daß ſich Sundar Singh in drei Erdteilen je einen unbedingt ergebenen Geſchäftsträger ſicherte. In Indien die argloſe

Parker, in Amerika Zahir und in Europa Appasamy. Deren Schriften wurden auch gleich in allerlei Sprachen übersetzt, oder doch zu neuen verarbeitet. Andere kamen hinzu, z. T. Reden und Betrachtungen des Sadhu. In Hindustani, Englisch, Deutsch, Französisch, Schwedisch usw. bilden sie heute schon, nach so wenig Jahren, eine kleine Bibliothek. Es wiederholte sich abermals das Schauspiel, das jeden in Erstaunen setzt, der selber schriftstellert. Während es für den einzelnen Verfasser schon ein Ereignis bedeutet, wenn einmal ein einzelnes seiner Bücher, und wäre es noch so sehr von allgemeinem Interesse, auch nur in eine fremde Sprache übertragen wird, findet die im Sinne Taxils tätige Literatur im Handumdrehen Aufnahme in allen irgendwie in Betracht kommenden Kulturländern. Auch das ist eine Bestätigung dafür, daß international organisierte Kräfte mitarbeiten zu solchem Ziel. Wo sollte auch einem „Bettelmönch" das Geld herkommen, Gehilfen zu entsenden, die über das Weltmeer fahren, um in fremden Landen mit dem Eifer eines Zahir und eines Appasamy für ihn zu wirken, ja ihn dann auch noch gelegentlich im Himalaya zu allerlei Besprechungen aufzusuchen? Und wie sollte er als Einzelperson in die Presse der ganzen Welt mit Werbe- und Verteidigungsartikeln derart einzudringen vermögen, wie wir es bei Sundar alle Tage beobachten.

Die Bedienung von angesehenen Kirchenmännern und kirchlichen Blättern mit sadhuistischen Propagandanachrichten ist jedenfalls in einer Weise großzügig organisiert, daß es heute genau so gefährlich ist, in der evangelischen Welt gegen Sundar Singh anzukämpfen, wie einst in der katholischen gegen Taxil und Miß Vaughan.

Mittlerweile hatte Sundar Singh einen Triumphzug durch die evangelischen Länder der Erde angetreten und heimste dabei die Ernte seiner Taten ein. Wie wir schon sahen, waren seine Freunde, zumal seit dem Jahre 1918, mit Presselärm und Theaterstreichen geschäftig gewesen, ihn zunächst zu einer Art indischen Nationalapostel zu machen.

Um dieselbe Zeit, wo wir ihn in Trewandram begegneten, erschien er auch auf den Kirchenversammlungen der uralten Christengemeinschaften Indiens (Februar 1918). Bei der großen Tagung der Jakobiten lauschten 20 000 seinen Worten. Die Versammlung der Mar-Thoma-Christen war sogar von 32 000 Eingeborenen besucht. Er weckte ihr indisches Nationalgefühl gegenüber den englischen, amerikanischen usw. Missionaren, denen sie als Inder die Verbreitung des Evangeliums nicht überlassen dürften. Sie müßten sie von sich aus in die Hand nehmen (P. 91 ff.). Dann nahm er sich der von ihren deutschen Missionaren durch den Krieg entblößten Missionsgemeinden Ceylons an und las ihnen die Leviten wegen des „Reichtums, der Prachtliebe und des Kastengeistes", die er bei ihnen bemerkt haben wollte. Dies geschah stets, wie berichtet wird, „vor ungeheueren Menschenmassen" (Mai 1918; P. 97 f.). Nach Indien zurückgekehrt, suchte er im Juli für „einige Tage den großen orientalischen Mystiker Rabindranath Tagore" auf (P. 101) und entsprach dann noch einer Einladung nach Barma und Straits Settlements (P. 100). Da im selben Jahre auch die Parkersche Schrift erschien, war Indien mit einem Schlage seines Ruhmes voll. „Die ganze indische Kirche lag ihm zu Füßen." So heißt es in einem in späterer Auflage von der Parker mitgeteilten Ausspruch eines K. T. Paul, der fortfährt: „Alles hätte er bekommen können, was er gewünscht hätte" (P. 103).

Von Indien ging es in den folgenden Jahren im Sturm durch die Welt. Denn man darf das Eisen nicht kalt werden lassen, sagt das Sprichwort. Dem Besuch der Malayenstaaten, Chinas und Japans galt das Jahr 1919. Am 16. Januar 1920 aber schiffte sich Sundar nach England ein. Wie einst der Apostel Paulus den Ruf nach Europa von Gott bekam, so hatte auch er, noch dazu „des Nachts während er betete, von Gott den Ruf empfangen, auch dort zu predigen" (P. 140). Es wird aber wohl ein zu ungeschickter Tageszeit eingetroffenes Telegramm von Freund Appasamy

gewesen sein. Drüben angelangt, begann er mit Versammlungen bei den Quäkern und wandte sich dann der übrigen englischen Christenheit zu in insgesamt dreimonatlicher Tätigkeit. Einer der Versammlungen präsidierte der Bischof von London, einer andern der Erzbischof von Canterbury. Zu ihr hatten sich 700 Geistliche vereinigt. Dann folgten Cambridge und sonstige wichtige Plätze. Auf dem Ausflug nach Paris hielt er dort zwei Vorträge (um den 1. April 1920 her) in der Evangelischen Missionsgesellschaft. Dann gings nach Irland und Schottland. Am 19. Mai 1920 weiter nach Nordamerika, wo er zahlreiche große Städte besuchte (New York, Baltimore, Pittstone, Brooklyn, Philadelphia, Chicago, San Franzisko usw.). In langer Seefahrt von da über Honolulu mit dortiger Versammlung nach Australien (Sidney, Melbourne, Adelaide, Perth, Freemantle) und schließlich, am 25. September 1920, Rückkehr nach Bombay (Hs. 4. Aufl.). Im Jahre 1922 machte er erst seine Palästinareise mit Predigt in Jerusalem. Er besuchte die geschichtlichen Orte, wobei ihn Christus auf dem Ölberg erschien, um ihn mit den Worten zu begrüßen: „Friede sei mit euch. Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!" (Ch. W. 1924, S. 951.) Zufällig war gerade kein Zeuge dabei. Von dort wieder nach Europa. Nach einer Predigt in Marseille diesmal zunächst in die Schweiz (Lausanne, Neuchâtel, Bern, Thun, Basel, Zürich, St. Gallen, Tavannes). In Genf öffnete sich ihm der Reformationssaal, wo der Völkerbund zu tagen pflegt. In Deutschland redete er in der Schloßkirche zu Wittenberg, ferner in Berlin, Leipzig, Halle, Hamburg, Bremen, Kiel. Dann folgten eine Reihe von Versammlungen in Schweden und Norwegen. Prinz Oskar Bernadotte nahm ihn als Gast in sein Schloß zu Stockholm auf. Auf seiner Dänemarkfahrt hat er in Kopenhagen die frühere russische Kaiserin besucht, die ihn beim Abschied niederkniend um seinen Segen bat, den er erfreulicherweise mit frommen Worten verweigerte. In Holland wirkte er

Anfang Juli 1922 (Groningen, Rotterdam, Haag, Amsterdam, Utrecht usw.). Zuletzt ging es über England, wo er aber nur einmal sprach, im Juli wieder heimwärts. An ihn gelangte Einladungen in zahlreiche andere Länder lehnte er ab. Er hatte genug des Schönen gesehen und genossen, gefeiert, überall wo er hinkam, wie über hundert Jahre früher Guiseppe Balsamo, der unter dem Namen eines Grafen Cagliostro die Länder Europas durchzog, um den „mystischen" Hang seiner Zeitgenossen zu persönlichen Zwecken auszunutzen. Wie hat sich doch heute alles ins Große gewandelt! Während Sundars italienischer Vorgänger sich mit unserm kleinen Erdteil als Schauplatz seiner Taten begnügen mußte, lag zu den Füßen des „mystischen" Abenteurers unserer Tage — eine ganze Welt!

Wie es sich für einen gebührt, der „die Ideale des mittelalterlichen Mönchtums erneuert" und in allen Zungen wegen seines „entsagungsreichen Wanderlebens in Armut und Ehelosigkeit" verherrlicht wird, fuhr Sundar lieber stolz zu Wagen durchs Land, als in Omnibussen oder stark besetzten Eisenbahnzügen (St. 40). Ließ sich aber letzteres nicht vermeiden, so bediente er sich grundsätzlich der ersten Klasse, die mit ihm Staatsminister, Milliardäre usw. bevorzugten. Auf weiten Seefahrten belegte er sogar eine Luxuskabine für sich allein (P. 138). Er nahm also in dieser Beziehung die Gewohnheiten bedeutender Taxilgenossen, wie Russell und Blavatsky, an. Man konnte aber auch von ihm wirklich nicht verlangen, zu jeder Tages- und Nachtstunde den „Heiligen" zu spielen! Wohl deshalb bestand er darauf, wo immer er zu Gast weilte, jeden Morgen vier, mindestens aber zwei Stunden ganz allein auf seinem Zimmer gelassen zu werden — zur „Meditation", zum Beten, wie er sagte. Und auch sonst zog er sich zu gleichem Zwecke zurück, wenn irgend möglich. Gesehen hat ihn bei dieser Beschäftigung kaum jemand. Ein einziges Mal nur geschah es seinem deutschen Reisebegleiter, Missionsinspektor Pohl, daß er zugegen war.

Dieſer betete dabei, wie er ſagt (Ev. Miſſ. Mag. 261, 1926), auf den Knien in engliſcher, der Sadhu — trotz ſeines ſcharfen Tadels darüber, daß ſich die europäiſchen Chriſten beim Gebet nicht mit der Stirn auf den Boden werfen! — ſtehend in — Urdu. Ob der Zeuge dieſes Gebetes Urdu verſteht, wiſſen wir nicht. — Rührend naiv, doch auch etwas neckiſch mutet an, was Pohl von ihren gemeinſamen Reiſen erzählt: „Woher die Mittel kämen, quälte ihn nicht. Nur war er beſorgt, daß wir zur rechten Zeit am Zuge wären. Er nahm nie Geld an. Wurde Porto für die Rückantwort eines Briefes eingelegt, dann mußte ich es der Rückantwort wieder beifügen, denn ‚wir nehmen ja kein Geld'. Woher ich die Marken nahm, das war ja meine Sache." (Ev. Miſſ. Mag. 268, 1926.) So gewährte alſo das Reiſen mit dem Heiligen keine lautere Freude. Anderwärts freilich quälen den frommen Mann ſolche Skrupel nicht. Wie die Parker (102) berichtet, wurden ihm große Summen für die Weiterreiſe von reichen Leuten ausgehändigt. Dieſelben drängten ſich auch dazu, ihn in ihre Häuſer aufzunehmen. Da wurde er denn für alle Entbehrungen, die er ſich — wenn es niemand ſah — aufzuerlegen pflegte, reichlich entſchädigt. Er zeigt ſich dabei „ebenſo bereit, ein erleſenes, gut zubereitetes und gut ſerviertes Mahl einzunehmen wie einfachſte Koſt. Kaffee oder Süßigkeiten verſchmähte er nicht" (St. 41).

Während Sundar ſo für gewöhnlich dem Brauch zu huldigen pflegte, fremde Leute für ſich zahlen zu laſſen, trug die hohen Koſten ſeiner Überfahrt nach Europa — man ſollte es nicht für möglich halten! ſein heidniſcher Vater. Dieſe Seele von einem Menſchen hatte ihn einſt, als er ihn mit vergifteter Zehrung „völlig nackt" aus dem Hauſe jagte, Reiſegeld zugeſteckt. Er ſorgte ſeitdem als fanatiſcher Heide in wahrhaft großherziger Weiſe dafür, daß der Sohn bei ſeinen „Evangeliſationsfahrten" immer einen gefüllten Beutel hatte. Er gab dem armen Schlucker die Tauſende, mit dem er ſich Häuſer kaufte und behäbig einrichtete. Und nun

auch das noch! Das heißt, diesmal lag ein ganz besonderer Grund vor. Da es unbedingt einer Erklärung bedurfte, woher ein Bettelmönch das viele Geld für eine so weite und nobele Reise nahm, „bekehrte" sich der gute Alte noch rasch im Jahre 1919 zum Christentum. Die stets sich gleichbleibende Heiterkeit des jungen Mannes, seit er der Christenheit seine Dienste weihte, hatte es ihm angetan! Und so gestand er dem Sohn bei einem Besuch, der ihn ins Elternhaus führte, daß sein Heiland genau derselbe sei wie der Sundars. In der Freude seines Herzens über die endlich hergestellte „Versöhnung" mit dem „Verstoßenen" schenkte er ihm die Europareise. Die Freude hielt offenbar an. Denn zwei Jahre später (1922) rückte er nochmals das Geld zu einer solchen heraus (Hs. 64, 4. Aufl.). Uns scheint dies ein besonders preisenswertes „Wunder". Denn in andern Dingen war der Mann keineswegs so beständig. Er hatte nämlich damals (1919), wo er zum ersten Mal das Reisegeld hergab, auch unter allen Umständen sofort von Sundar getauft werden wollen. Dieser aber, getreu seinem Grundsatz, im ganzen Leben nie einen Heiden zum Christen zu machen, schlug dem Vater die herzliche Bitte rundweg ab und wies ihn nach seiner Gewohnheit an das zum Taufen berufene geistliche Amt. Daß der biedere Alte den Weg zum Pastor nicht fand und drei oder vier Jahre später trotzdem als Heide gestorben ist, kann einem leid tun. (Hs. 268, 4. Aufl.) Unter solchen Umständen wird es wohl kaum möglich sein, ihn als Nr. 2 in die Serie „evangelischer Heiligen" aufzunehmen, die demnächst mit seinem Sohn als Nr. 1 eröffnet werden soll! Allerdings hat Sundar seinem deutschen Reisebegleiter die beruhigende Versicherung gegeben, er habe ihm schließlich doch noch die Taufe gespendet. Da er aber keine Taufzeugen angibt und sich, wie wir sahen, auf sein Gedächtnis ganz und gar nicht verlassen kann, dürfte man gut tun, den Heiligsprechungsprozeß nicht einzig auf diese Aussage des Sadhu zu gründen. Wie sehr ihn zuweilen die Erinnerung täuschte, dafür legt eine Mitteilung beredtes Zeug-

nis ab, die der Baseler Missionar Pfarrer Anstein in der „Ref. Schweizer Zeitung" (Basel, 13. Nov. 1925) macht. Er hat den väterlichen „Palast" in Rampur besichtigt, wo Sundar, von Luxus und Üppigkeit umgeben, seine Jugendtage verbrachte, und schreibt nun darüber: „Das Singhsche Haus ist nur eine Lehmhütte. ... Man kann es sich nicht primitiv genug denken."!!!

Ob der „steinreiche" Besitzer dieses trauten Heims seine Gebefreudigkeit so weit trieb, auch die sogar von Heiler (Hs. 56) gerügte „bisweilen wenig vornehme Reklame" für seinen Sprößling aus eigenem Beutel zu bestreiten, wissen wir nicht. Soviel aber scheint sicher, daß es immer die gleiche ergiebige Geldquelle war, aus der alle nicht nachweisbar von Christen aufgebrachten Unkosten der geplanten Heiligsprechung Sundars flossen. Zu jener Reklame rechnen wir auch Maßnahmen wie das Auftreten jenes angeblichen „Arya-Samadsch-Predigers", der in Ragun so und so lange hinter dem Sadhu herlief, um durch heftige Schmähreden gegen das Christentum und gegen Sundars Werk den tiefen Eindruck des herrlichen Gottesmannes zu zerstören. Es sollte ihm dabei allerdings ähnlich ergehen, wie dem Harlekin des Taxilschwindels, Paul Rosen, der auch immer keifend hinter edlen Menschen, wie Taxil und Miß Vaughan, her war (Sch. St. I 62, 65 usw.). Denn er erlitt eine furchtbare Niederlage. — Zu der erwähnten Reklame gehört endlich die Alarmnachricht vom grausigen Märtyrertod des Sadhu in „Tibet", die im Jahre 1923 die Gemüter erschütterte. Um größeres Unheil zu verhüten, drahtete damals Sundar sofort in alle Welt, es sei nicht wahr. Und er sprach seine Vermutung aus: „Ich kenne die Quelle des Gerüchtes nicht. Es mag irgendein Freund gewesen sein, wie Swift 1913" (H. 21). Im übrigen fühlte er, wie er versichert (Hs. 74, 4. Aufl.), „keine Furcht bei dem Gedanken, in Tibet zu sterben. Ich kehre jedes Jahr dorthin zurück. Und vielleicht werdet Ihr schon im nächsten Jahre erfahren, daß auch ich dort ums Leben gekommen bin. Dann

denkt nicht, er ist tot, sondern sagt, er ist in den Himmel gekommen und zum Leben. Er ist bei Christus im Leben der Vollendung." Das könnte uns gerade noch fehlen, daß Sundar der Welt auch noch seinen Märtyrertod aufredet! Denn dann wird es gegenüber dem von gewisser Seite ausgeübten Hochdruck kaum zu verhüten sein, daß die durch Miß Vaughans schmerzlichen Unfall freigebliebene Stelle im Himmel schließlich mit ihm als evangelischen „Ersatz-Heiligen" besetzt wird.

Ein erstklassiger Komödiant hätte übrigens seine Rolle nicht besser spielen können, als unser Gast aus dem Himalaya. Als Kostüm behielt Sundar das gelbe Sadhu-Hemd auch für die Reise bei. Denn einen Inder im schlichten schwarzen Rock — wer hätte den groß beachtet! „Ich will meine Farbe nicht wechseln wie ein Chamäleon" (St. 43). Mit dieser „geistreichen" Bemerkung rechtfertigte er das theatralische Auftreten. Den Eindruck zu vollenden, diente die stattliche Erscheinung, „peinlich sauber an Leib und Gewand, Füße und Hände fein geformt und vorzüglich gehalten" (P. VIII). Nehmt noch hinzu: jene „entschlossene ruhige Würde seines Ganges", die „sanften, dunklen Augen" (St. 40), den Schnitt des Bartes, der die dicken sinnlichen Lippen halb verdeckt, sorgfältig nach dem Muster bekannter Christusbilder geschnitten! „Als sei er geradewegs aus den Blättern der Bibel herausgestiegen" (St. 40)! So flüsterte mancher hinter ihm her. Und die „Westminster Gazette" (10. März 1920) schrieb: „Von den lebenden Menschen den besten Jesusbildern wohl am nächsten." „Madame," so meldete ihn ein Dienstmädchen an, „da ist jemand, der Sie sprechen will. Seinen Namen kann ich nicht verstehen. Aber er sieht aus, wie der Herr Jesus Christus" (Hs. 5). Wunder zu tun, weigerte er sich entschieden und folgte darin dem Beispiel Taxils, der durch nichts zu bewegen war, seinen Stuhl in einen Regenschirm zu verwandeln, worum ihn der Freiburger Kanonikus mit dem Schweizerkäse doch so dringend bat (Sch. St. I 42). Nur ein- oder zweimal hatte er sich

früher zu einer Gebetsheilung verstanden (St. 38[1]). Aber er machte dabei schlechte Erfahrungen: „Ich gab es auf, weil ich fand, daß es die Menschen veranlaßte, auf mich und nicht auf Christus zu sehen". Und das taten sie, obgleich er ihnen ausdrücklich gesagt hatte: „In diesen Händen ist keine Macht, nur in den durchbohrten Händen Christi!" Wie hätte er „Aberglauben" fördern dürfen! — Auch sonst entzückte seine Bescheidenheit alle Damen! Seine Frömmigkeit hatte etwas überirdisches. Ein ehemaliger Tamulenmissionar (H. 69) fand ihn auf seinem Zimmer im Leipziger Missionshaus für sich, steif aufrecht sitzend, ein kleines Neues Testament in seiner Hand, den Blick geradeaus, wie in unendliche Weiten gerichtet. „Ich war betroffen. Ein Inder, ja! — aber wie ganz anders als unsere behaglichen und gewandten, auf jedes Thema sogleich liebenswürdig eingehenden Tamulen! Freundlich sah er mich an mit seinen überaus sanften Augen, aber doch zugleich wie geistesabwesend und schweigsam in sich gekehrt" (Und was er dann sagte, war eine Lüge!). — So auch bei Tisch. Er antwortete in der Regel nur, wenn er gefragt wurde. Und er antwortete „ganz eigentümlich", wie eine Beobachterin sagt. Er antwortete sogar nicht einmal immer, zumal nicht, wenn eine für ihn etwas kitzliche Frage gestellt wurde (H. 52). Gegen allzu hartnäckige Befrager schützte ihn einigermaßen seine Unkenntnis der Landessprache und die Unvollkommenheiten seines Englisch. Ging es aber einmal gar nicht anders, wie in Oxford, so half eine treuherzige Bemerkung, wie: „Der Maharischi? Die Menschen überschätzen diesen nebensächlichen Vorfall in meinem Leben. Meine Aufgabe ist nicht, den Rischi, sondern Christus zu verkündigen" (St. 33). Und rasch befand man sich wieder auf rein religiösem Gebiete, wo ihm mit seiner „Naivität" nicht beizukommen war. Ein Schweizer Arzt, der ihn mehrere Tage beherbergte,

[1]) Die „Geheilten" waren bisher leider nicht aufzufinden, ja, nicht einmal ihre Namen feststellbar, soviel Mühe sich auch P. Hosten gab (Pf. 58). Vgl. hierzu weiter hinten S. 178!

ſpricht von Sundars „bilderreichen, oft von feinem Humor durchzogenen Ausdrucksweiſe im Freundeskreis“ (H. 62). Gelegentlich wollte man ein verſtohlenes Lächeln bemerkt haben, das um ſeine Lippen huſchte (H. 53). Hohen Herren der Kirche gegenüber zeigte er feinen Anſtand. Vor dem Erzbiſchof von Lamberth und dem von Canterbury ſank er ehrfurchtsvoll ins Knie, um ihren Segen zu erbitten, wie einſt Leo Taxil vor dem Erzbiſchof Schiro und anderen auf dem Kongreß von Trient (Sch. St. III 103).

Wenn er redete, übertraf die Art, wie er es tat — zumal das Spiel ſeiner Mienen —, an bezwingender Kraft oft den Inhalt. Einen deutſchen Miſſionsmann hatte es beſonders tief bewegt, daß er, ſo oft er ihn hörte, immer wieder die Worte vom „unausſprechlichen Frieden und Glück“ aus ſeinem Munde vernahm. Dabei ſei ſein Antlitz ſtets „von einem wahrhaft himmliſchen Lichtglanz umgeben geweſen: ‚Das iſt ein Heiliger!‘ hätte man rufen mögen. Aber dieſe Behauptung würde ihn betrübt haben.“ — „Ihn zu hören, iſt nicht das Entſcheidende, aber ihn ſehen!“ betont ein Schweizer Lehrer. Und noch ſchärfer pointiert eine hochgebildete ſchwediſche Dame (H. 52): „Eigentlich glaube ich, daß er mehr durch das wirkt, was er iſt, als durch das, was er ſagt. Vielleicht war er bei ſeiner Predigt nicht inſpiriert. ... Es war einfach, ... ſehr kurz und ſehr energiſch vorgebracht, nicht ſtill, wie ich mir gedacht hatte.“ — „Seine Botſchaft iſt ganz einfach. Darum erleben manche beim Anhören einer Anſprache eine Enttäuſchung. ... ‚Nur das!‘ ſoll eine Zuhörerin unbefriedigt ausgerufen haben. Gott ſei Dank, daß es ‚nur das‘ war!“ So ſagt ein begeiſterter Verehrer (H. 65). — „Zwar nicht glänzend, aber eindringlich, außerordentlich bilderreich und doch ſchlicht“, lautete ein Leipziger Urteil (H. 71). Dem Univerſitätsprofeſſor aber, der ſich von Appaſamy beſtimmen ließ, den Sadhu nach Deutſchland zu rufen, iſt's hinterher nicht ganz behaglich zumute geweſen. Ein zweites Mal würde er es nicht tun. Er ſchreibt (H. 68): „Wir Europäer haben ihn

nicht so sehr nötig wie die Inder. Auch ist das ganze Drum und Dran derart, daß wir uns schwerlich restlos damit werden befreunden können. ... Wir verstehen diese naive Unmittelbarkeit in religiösen Dingen kam noch." — Einige Male wagte sich schärfere Kritik hervor. So in der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" (1922, S. 10 ff.). Da nannte Pfarrer Dr. Oskar Pfister (Zürich) den Inder einen „wundersüchtigen Halluzianten, der in einer verzauberten Welt lebt", einen psychopathischen Vertreter monastisch-katholischer Frömmigkeit", über den sich die Katholiken „erheitern" würden. Er sei „eine Neubildung des mittelalterlichen Wundertäters, ganz auf ungeschichtlicher Bibelbetrachtung fußend". Ein Typus, der auf protestantischer Seite „nur noch bei mehr oder weniger Geisteskranken" erscheine, unter diesen aber sehr häufig. Einige wenige andere stellten sich auf Pfisters Seite (Prof. K. Bornhausen [Zeitschr. für Kirchengeschichte 315, 1924]; Prof. K. Haas [Zeitschr. für Missionskunde und Religionswissenschaft]; der Herrnhuter Dozent Steinmann). Die meisten schwiegen, ungewiß, was sie von der Sache halten sollten. Am entschiedensten lehnte Missionsdirektor Witte (Zeitschr. für Missionskunde und Religionswissenschaft 238 f., 1922), den „Apostel des Ostens und des Westens" ab: „Man lasse diesen Mann in Indien und warte ab, bis er sich weiter entwickelt! Ein Mann von 32 Jahren, der ein so einseitiger Mystiker und Hellseher ist, ist noch nicht am Ende seiner Entwickelung ... Wenn man einem heimischen Christen diesen indischen Mystiker als Ideal vorführt, so ist das auch für die alte Christenheit heute eine Gefahr. Denn unsere Zeit neigt auch so schon viel zu sehr zur Romantik und Mystik. Was ihr not tut, ist schlichte, ernste, zähe, freudige Sittlichkeit, die aus christlichem Glauben erwächst." — Aber solche rauhe Tadler waren vereinzelt und dabei auch sie bemüht, an Sundar anzuerkennen, was irgend möglich schien. Im jubelnden Beifallssturme der andern verhalten daher schier wirkungslos ihre Worte. An die persön-

liche Aufrichtigkeit des Inders glaubten jedenfalls damals noch alle. Und so kam Sundar dermaßen in Mode, daß man von ihm in den meisten kirchlichen Blättern bald Rühmliches die Fülle lesen konnte. Zur Ehre der Verfasser und Redaktionen sei es gesagt, daß sie bei ihren Darbietungen wenigstens in der Regel das Ansprechendste und Verständigste herauszusuchen pflegten, was unter Sundars Namen ging. In gewissen Kreisen, zumal Englands und Amerikas, freilich entwickelte sich, wie Heiler sagt, ein „förmlicher Sadhu-Kult", der selbst ihm, seinen unermüdlichen Lobredner, zuviel des Guten tat (Hs. 71, 4. Aufl.).

Man erlasse uns den Abdruck der traurigen Liste der Getäuschten! Heiler hat für ihre Verewigung gesorgt. Sie ist furchtbar. Sie ist, um blutige Tränen zu weinen. Wie hat es der Fakir doch verstanden, arglose Seelen zu betören! Sonst weitblickende, geistig bedeutende Männer befinden sich unter seinen Opfern. Und was für Ehrenzeugnisse Heiler zusammenbrachte! Da schreibt z. B. ein alter Lehrer des Inders: „Er ist ein Mystiker und ein Heiliger ..., einer der wahrhaftigsten Menschen, die ich das Glück hatte, kennenzulernen" (H. 34). Da versichert ein Presbyterianerpfarrer, Vorsitzender der Allindischen Endeavour-Bewegung: „Ich bin ein Freund von Sundar Singh von seiner Kindheit Tagen, und ich habe niemals einen ehrenhafteren und wahrhaftigeren Menschen gesehen" (H. 37). Da rühmt jener Greis, dessen kindliches Vertrauen mehr mißbraucht wurde, als das irgendeines anderen, Dr. Wherry: „Ich kann wahrhaftig sagen, daß ich nie einen feineren Charakter kennengelernt habe. Hier ist ein Mann, der ganz im Gebetsleben aufgeht. Tausende von Menschen preisen ihn in der Welt. Seine Predigten haben Männer und Frauen in allen Lebensberufen angezogen. Die Zeitungen waren voll von Äußerungen der Hochschätzung. Und doch ist er immer die gleiche demütige Seele. Nie prahlt er mit dem, was er tut oder was er getan hat. Er erzählt Geschichten von wunderbaren Errettungen. ... Aber in allem verherrlicht er

die Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Wenn er von mir Abschied nimmt, sagt er jedesmal: ‚Bitte, beten Sie für mich. Ihr Gebet hat mir sehr geholfen.' Jeder Brief schließt mit der Bitte um Gebet für ihn" (H. 28). Der arme alte Mann! Er merkt den blutigen Hohn nicht, mit dem ihn der indische Zauberer bescheinigt, wie wertvoll es für ihn war, bei seinen betrügerischen Unternehmungen so ehrlich überzeugte Beter im Rücken zu haben!

„Wann wird die große christliche Kirche Sundar Singhs Lehre und sein Beispiel annehmen und dabei fest verharren?" fragt die Missionarsfrau Parker (P. 99). Und sie fährt fort: „Lasset uns aufstehen und mit Gottes Gnade Sadhu Sundar Singh nachfolgen, wie er Christus nachfolgt!" (P. 100.) „Möchten doch durch sein Beispiel viele zu einer gleichen Hingabe an Gott erweckt werden (wie Sundar Singh!), damit sie auch ein so gesegnetes Leben wie er führen können!" So fügt der deutsche Missionsverlag hinzu, der ihr Büchlein herausgab (P. III). Mit einem Male hatten wir, diesen Lobrednern zu glauben, einen „evangelischen Heiligen"! In Sundar Singh so etwas wie einen Mittler zwischen uns und Christus! Wie arm schienen dagegen unsere Väter, die Menschen bloß als arme Sünder kannten und daneben nur einen einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen: Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit! Amen. Aber wenn sie sich jetzt ihren „Heiligen" und wie er es wurde, ansehen: dann werden jene, die nach andern Konfessionen und Religionen hinüberzuschielen begannen, vielleicht doch nicht bloß darüber zürnen, daß ihnen der Abgrund gezeigt wurde, der sie fast verschlang. Evangelische Nüchternheit und Wahrhaftigkeit könnte wohl nach den mit dem indischen Bettelmönch gemachten Erfahrungen wieder höher in Kurs steigen. Und wir dürften uns fürder weniger leicht vermessen, mit trübem menschlichen Blicke und Urteil über die „Heiligkeit" irgendeines der unnützen Knechte zu entscheiden, die wir alle sind und bleiben werden. Wir stellen es aber dem anheim, der da recht richtet.

Gefahrbringende Jesuiten.

Vom ersten Tage seines Auftretens als „christlicher" Sadhu an hatte Sundar Singh — wie wir sahen — Gegner im protestantischen Lager. Dieselben spürten sofort etwas Unehrliches in seinem Verhalten und ließen sich durch fromme Redensarten des Schwindlers nicht täuschen. Insbesondere war es Dr. Nugent, der evangelische Missionsarzt von Ujjaim, der dann seit Anfang 1913 die Überzeugung gewann, die er in einem Briefe ausspricht, vom „Catholic Herald of India" (1924) veröffentlicht. Es heißt da: „Die Korrespondenz, die ich in Händen habe, wird jedes Gericht davon überzeugen, daß Sundar Singh ein Schwindler ist" (C. H. 290, 1924). Außer Nugent wußte vielleicht noch Canon Sandys am besten Bescheid. Er hielt jedoch mit seiner Person — Gott weiß weshalb — scheu im Hintergrunde, so daß er bisweilen nicht einmal gestatten wollte, zu veröffentlichen, was er zur Aufklärung der Sache vorzubringen in der Lage war. Vielleicht wirkten Spießgesellen und Opfer des Betrügers, die Sandys unverdächtig waren, auf ihn in ähnlicher Weise ein, wie es im Taxilschwindel in solchen Fällen zu geschehen pflegte. Oder man hatte ihm, durch Mitteilungen, die man ihm „vertraulich" machte, den Mund geschlossen. Auf diesem Wege hat es ja Taxil erreicht, daß uns z. B. die „Kölnische Volkszeitung" noch heute, nach 29 Jahren, Dinge verbirgt, deren Bekanntgabe möglicherweise viel Unheil von Kirche und Staat hätte abwenden können (vgl. Sch. St. III 75). — Vor allem aber versagten die Redaktionen christlicher Blätter. Zwar

brachten einige wohl auch einmal eine zweifelnde Notiz. Aber der Fortführung eines Aufklärungsfeldzuges zeigten sie sich abgeneigt und unterdrückten sogar eingesandte Artikel.

So kämpfte denn Dr. Nugent allein. Und in seiner feinen, lautem Streite abgeneigten Art schien er nicht einmal zum Kampfe geschaffen. Insbesondere zu einem Kampfe mit so skrupellosen Gegnern. Ohne mit seiner Warnung durchdringen zu können, hatte er das ganze Ungemach zu tragen, von dem keiner verschont bleibt, der unter Blinden der einzig Sehende ist. Er machte sich selbst in Freundeskreisen mißliebig, wie im Taxilschwindel Kanonikus Delassus von Lille (Sch. St. II 101) oder auch der Jesuitenpater Gruber (Sch. St. III 76 ff.).

Woher sollte ihm Hilfe kommen?

Sie erschien von einer Seite, von der viele es wohl am wenigsten erwartet hätten. Am 4. Juli 1923 veröffentlichte der Jesuitenpater und Geschichtsforscher Hosten von Darjeeling (Indien) im „Katholischen Herald" (Kalkutta) seinen ersten Artikel gegen den Sadhu. Darin nannte er den Mann klipp und klar einen „frechen Schwindler". Von Stund an aber trug er — dabei von protestantischen Missionaren unterstützt — ein ungeheures Material gegen Sundar Singh zusammen. Bereits im Sommer 1926 füllte dasselbe nicht weniger als 2000 Blatt Maschinenschrift. Durch seine emsige und umsichtige Erforschung zahlloser Betrügereien des indischen Fakirs hatte er der Sache der Wahrheit und damit auch des Christentums einen großen Dienst getan. Dabei erwies er sich zugleich als ein Mann von vornehmer Denkungsart. Denn er stellte nicht bloß sein gesamtes Aktenmaterial in Durchschlägen anderen Forschern, darunter Protestanten, aufs Uneigennützigste zur Verfügung. Hosten zeigte sich auch stets bereit, jede gewünschte Auskunft zu erteilen, ohne irgendwelchem Vorurteil dabei Raum zu gewähren. Meine Forschungen zum Taxil-Schwindel und zu verwandten Erscheinungen hätten mir die halbe Mühe gemacht, würde ich auf evangelischer Seite bei Anfragen immer dasselbe

freundliche Entgegenkommen gefunden haben wie bei diesem Jesuitenpater. — In einem Brief vom 14. Mai 1926 bestätigt mir übrigens P. Hosten, S. J., daß auch nach seiner Meinung Sundar Singh ein „neuer Taxil" sei. Allerdings fügt er hinzu: „ein alleinstehender Taxil". Er meint damit, daß er ihn nicht für das Glied einer internationalen Verschwörergruppe gegen das Christentum halte, sondern für einen auf eigene Faust handelnden Betrüger. Wenn er das vorliegende Büchlein gelesen hat, wird er darüber wohl anders denken.

Auffallend ist es, daß seine Ordensgenossen dem Pater so wenig im Kampfe beistehen. Eine ganze Anzahl von ihnen — wie überhaupt viele, auch hervorragende Katholiken — sind eben dem gewandten Märchenerzähler und dem für ihn arbeitenden Schwarm seiner Preßtrabanten in ganz ähnlicher Weise zum Opfer gefallen wie nicht wenige Protestanten.

Von deutschen Jesuiten urteilte nur H. Sierp überraschend bestimmt und hellsehend zugleich. Seine Aufsätze im September- und Novemberheft 1924 der „Stimmen der Zeit" enthalten folgende lapidare Sätze: „Der Sadhu-Schwindel kommt an Größe dem berühmten Leo-Taxil-Schwindel gleich. Wir sind fest überzeugt, daß wir einen zweiten Diana-Vaughan-Fall erleben werden. Und der Held dieses zweiten Falles heißt: Sadhu Sundar Singh. Hoffentlich kommt es auch bei uns bald so weit, daß der Sadhu-Schwindel erledigt ist." Wäre auf dieser Erkenntnis zielbewußt weitergearbeitet worden, wir hätten früher eine Entlarvung des gefährlichen Fakirs erlebt. Leider scheint es, als habe selbst Sierp sich einschüchtern lassen. Denn auch er sucht hinterher nach Auswegen, den Sadhu nicht gerade für einen bewußten Betrüger halten zu müssen. So ist es kein Wunder, daß sein Ordensgenosse A. Väth trotz mancher richtiger Einsichten in denselben „Stimmen der Zeit" kürzlich (1926, 120 ff.) zu dem verblüffenden Schlusse kommt: „Die Gegner (Sundars) beanstanden nichts anderes als die Wundererlebnisse und den darauf gegründeten

Sadhu-Kultus. Die meisten (auch Väth selber) sind ja dem Sadhu als Persönlichkeit freundlich gesinnt." Insbesondere ließe sich von den Jesuiten sagen, daß sie die Frömmigkeit und Christusliebe des Mannes anerkennten. Man hätte sie also „mit mehr Recht als Freunde denn als Feinde des Sadhu anführen können". Möge also Sundar „in seiner Art Christus weiterdienen!" So der genannte Pater.

Würde sich dieser Wunsch erfüllen: es wäre geradezu fürchterlich. Deshalb geben wir uns der Hoffnung hin, daß nach Erscheinen unserer Schrift auch das noch Tatsache werden wird, was P. Hosten, S. J. am Schluß eines unterm 14. Mai 1926 an uns gerichteten Briefes als schon bestehend voraussetzt. Er schreibt: „Die schlimmsten Feinde des Christentums sind die Verteidiger Sadhu Sundar Singhs. Das ist meine Meinung und auch die Dr. Pfisters. Ich bezweifle nicht, daß es auch Ihre und die P. Väths ist." Unter den absprechenden Urteilen anderer ist wohl das entschiedenste das eines indischen Geistlichen, der seit langen Jahren Gelegenheit hat, Sundar aus allernächster Nähe zu beobachten. Er schreibt nämlich am 1. Mai 1926 an Hosten: „Der Mann ist ein kolossaler Heuchler und ein Lügner obendrein, so daß ich einen Preis für seine Entlarvung bezahlen möchte."

Sollte jedoch die Angelegenheit in gehörigen Fluß kommen, so mußte endlich auch die Kritik von protestantischer Seite energisch einsetzen. Waren doch bisher in der evangelischen Welt nur Schriften erschienen, die den Schwindler verherrlichten! Als erster wagte inmitten des allgemeinen Taumels der Vorsitzende des Schweizer Protestantischen Missionsvereins, Dr. Oskar Pfister (Zürich), in der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" (1922, H. 1) neben Anerkennung sehr ernste Bedenken zu äußern (s. vorn!). Der Erfolg war — wie immer wenn sich Tarilgenossen im Schwindeln gestört sahen — größte Erregung und heftige Angriffe gegen — — den Warner (Pf. 16). Sogar das echt Tarilsche Ge-

rücht wurde verbreitet, Pfister sei dem Sadhu nachgereist, um seine Versammlungen böswillig zu stören! „Ich erfuhr so viele Unannehmlichkeiten," schreibt er (Pf. 4), „daß ich diejenigen gar wohl verstehe, die ihre ernsten Bedenken gegen die Geschichtlichkeit der in ungeheuren Mengen von Aufsätzen und Schriften unter das Volk geworfenen Sadhu-Bilder vorsichtig verschwiegen" (Vgl. genau dieselben Erfahrungen des Jesuitenpaters Gruber und des Mgr. Baumgarten im Taxil-Schwindel! Sch. St. III 75 f., 101, 103). Aber der Schweizer Religionsforscher blieb unbeugsam. Er trat mit vielen, auch Hosten in Verbindung und erhielt u. a. dessen gesamtes Material. Nach einigen Aufsätzen in Zeitschriften erschien dann endlich in diesem Sommer (1926) sein Buch: „Die Legende Sundar Singhs (Bern und Leipzig, M. Drechsel). Dasselbe ist überhaupt das erste kritische Werk über den indischen Gaukler, wohl auch das einzige bisher, bei dem nicht der Schwindler selber dem Verfasser — bewußt oder unbewußt — die Feder führte. Wer sich einen Einblick in die Kreuz- und Winkelzüge Sundars verschaffen und vieles von dem, was wir bieten, eingehend nachprüfen will, kann ohne dieses verdienstvolle Buch gar nicht auskommen. Die Betrügereien, die Sundar von Pfister nachgewiesen werden, sind überaus zahlreich. Und nur eines ist zu bedauern: daß selbst er zum Schluß sich ganz unnötig mit dem Versuche abquält, die subjektive Wahrhaftigkeit des Sadhu mit dessen massenhaften Lügen in irgendwelche psychologische Übereinstimmung zu bringen. Das war u. E. überhaupt der große Irrweg, auf den sich bisher sämtliche Beurteiler des Inders haben locken lassen. Und vielleicht geschah es sogar — selbstverständlich unbewußt — unter dem Einfluß des Schwindlers. Schon im Fall Miß Vaughan werden ja Schlagworte wie „Halluzinationen", „Störungen des Zerebralsystems" u. dgl. in die Debatte geworfen, um Zweifler abzuhalten, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Und aufmerksame Leser unseres Buches werden bemerkt haben, wie auch im Sadhu-Schwindel da und dort ähn-

liche Fußangeln ausliegen. Wir halten es nicht mehr für erforderlich, uns mit den zur Rettung des *subjektiven* Wahrhaftigkeit Sundars aufgestellten verschiedenen Theorien zu beschäftigen. Die von uns festgelegten Tatsachen sind eindeutig genug. Ihnen gegenüber wäre es auch verlorene Zeit, etwa von „der eigenartigen seelischen Einstellung des indischen Asketen und Mystikers" zu reden, „in dessen Bewußtsein sich ekstatisch Geschautes mit wirklich Geschehenem vermische", oder von „einem ganz anderen Wahrheitsbegriff, den der Orientale im Vergleich zu uns" habe und von dergleichen mehr. Nie vielleicht hat Sundar ein wahreres Wort gesprochen, als damals, wo er an Heiler (Pf. 246) schrieb: „*Nun über den ‚Wahrheitsbegriff' in Indien und Europa. Ich glaube nicht, daß hier ein Unterschied besteht.* Vielleicht denken einige Vedantin so, daß es keinen Unterschied zwischen psychischen und materiellen, wirklichen Tatsachen gebe. Aber niemand wird glauben, daß alle Inder so denken, *zumal heutzutage, da die Leute gebildet sind und mit allen möglichen Tatsachen in Berührung kommen.*" — Pfister hält übrigens bereits in einem Briefe an uns vom 19. Juni 1926 die Hypothese *nicht* mehr für haltbar, daß „psychopathische Züge" zur Erklärung von Sundars Verhalten ausreichen. Er schreibt, daß er immer wieder Funde mache, die „denn doch *die Gewißheit absichtlicher Lüge aufnötigen*". Der eine Tag der Briefabsendung allein habe ihm sieben Schreiben aus Indien gebracht, die alle neuen Schwindel aufdecken. Er teilt jetzt unsere Meinung, daß Sundar ein bewußter Betrüger sei, und ist geneigt, ihn geradezu für „den raffiniertesten Lügner seit Leo Taxil" zu halten.

*

Die Art und Weise, wie sich Sundar seiner Gegner zu erwehren suchte, unterschied sich in nichts von der, die Taxil, Dr. Bataille, Miß Vaughan und ihresgleichen anwandten: Verdächtigungen, Ausflüchte, Ablenkungen, Winkelzüge, pathetische Deklamationen u. dgl. m. Daß dieselben überhaupt Eindruck machten, ist kaum zu glauben. Durch den Stempel der Unaufrichtigkeit, den sie auf der Stirne tragen, scheinen sie vielmehr geeignet, auch den letzten Zweifel daran zu beseitigen, mit was für einer Sorte Menschen wir es bei dem Inder zu tun haben. Da dem Leser hierüber schon allerlei bekannt ist, an dieser Stelle nur ein paar Ergänzungen!

Wenn einst Taxil seine kindischen Teufels- und Hexengeschichten von katholischer Seite angezweifelt sah, da begann er — der atheistische Spötter! — bitterlich zu klagen über die heutzutage um sich greifende „Scheu vor dem Übernatürlichen", den alles zertretenden „Rationalismus", der den christlichen Glauben noch völlig zugrunde richten werde usw. (Sch. St. III 56; Gruber, Pall. Rom. I 4). Es heißt da z. B. (Sch. St. III 101): „Der tiefere Grund der unfreundlichen Stellungnahme" des Abbé Delassus zu „Dr. Bataille" (= Taxil) läge in dem scharfen Gegensatz zwischen der Denkungsweise des gläubigen Arztes und der des „hervorragenden Direktors vom Cambraier Sonntagsblatt". Letzterer lasse sich durch „seine instinktive Abneigung gegen alles Übernatürliche" leiten usw. — Ganz ähnlich operiert Sundar gegenüber Nugent, Sandys, Ali und anderen. Er schreibt z. B. an Professor Heiler in Marburg: „Mit Dr. Nugent hat mich niemals rechte Freundschaft verbunden. Er war's, der mich vom ersten Tage an ungern als Sadhu wirken sah, weil er glaubte, dies sei keine rechte christliche Methode des Wirkens, sondern eine hinduistische" (H. 6). „Er witterte auch einen stillen Vorwurf gegen die Missionare darin, weil sie ein viel bequemeres und weltlicheres Leben führen" (NB. als der von Luxus umgebene Weltreisende Sundar mir seinem in wunderbarer Lage des Himalaya ge-

legenen Landhaus, an dessen komfortabler Einrichtung — wie von dort geschrieben wird — „keine Kosten gespart wurden"!) „Er (Nugent) tat schon vor einigen Jahren (1917) sein Bestes, um mich durch eine Missionszeitschrift, ‚The Harvest Field', in schlechten Ruf zu bringen (H. 7). Er glaubt, er sei der einzige gescheite Mann und alle andern Tausende von Missionaren und Millionen von Indern, die meine guten Freunde sind, seien Narren (H. 8). Eifersüchtigerweise erklärt er, ich müsse erst die Absendung der Telegramme durch Swift beweisen, bevor ich Wundergeschichten erzähle" (H. 21). Was Sandys angeht, „so ist er nicht mein Feind, wie Nugent. Aber er scheint wie manche Modernisten zu sein, die nicht an Wunder glauben. Darum ist es ganz natürlich, wenn er glaubt, meine wunderbaren Rettungen seien Halluzinationen. Aber er ist ein guter Mann. Man sagt, daß Dr. Nugent ein weltlicher, nicht geistlicher Mann sei. Er ist argwöhnisch gegen jedermann" (H. 19 f.). In einem anderen von Heiler veröffentlichten Briefe will Sundar glauben machen, die eigene Missionsgesellschaft Dr. Nugents habe sich wider diesen auf seine Seite gestellt. Er schreibt am 16. Dezember 1924: „Im nächsten Jahre bin ich eingeladen, bei einer Zusammenkunft der Kanadischen Presbyterianermission zu sprechen, der Dr. Nugent von Ujjaim angehört. Wäre ich ein Schwindler, wie Nugent glaubt, dann würden mich die Leute seiner Mission nicht eingeladen haben, ihren Leuten Botschaft zu bringen. Beifolgendes ist die Abschrift des Einladungsbriefes vom Vorsitzenden des Konferenzkomitees" (H. 9). Aber auch hier flunkert der Sadhu. Denn wie die Leiter der genannten Mission erklären, handelt es sich um eine Volksversammlung, mit der sie überhaupt nichts zu tun haben usw.

Den Hauptkniff, mittels dessen sich Sundar — auch hierin ein zweiter Tartil! — der Festnagelung seiner Lügen zu entwinden pflegt, schildert zutreffend P. Hosten mit den Worten: „Sundar Singhs System ist, daß er den Boden wechselt, wenn innere Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in seinen Ge-

schichten aufgedeckt werden. Er sticht ein Wunder mit einem andern aus und so in infinitum, indem er immer eine Untersuchung mit neuen Indizienbeweisen zuschanden macht, welches, wieder in Zweifel gezogen, mit neuen Indizienbeweisen umgeben wird, die in gleicher Weise die Untersuchung zuschanden machen" (H. 85). Im übrigen ist alles unsicher, was gegen ihn an Tatsachen festgestellt wird: „Die Herrnhuter wissen nicht viel", weil sie niemals in Tibet waren (H. 8). „Die Tibetaner werden niemals zugeben", einen Inder gemartert zu haben, weil sie sich viel zu sehr vor den Fremden fürchten (H. 11). Die Berichte über seine Schweizer Versammlungen hat Sundar „nie gesehen". Und die nachschrieben, machten viele Fehler und verstanden manchen Punkt falsch (H. 3). Von dem Buch der Parker will er bloß gesagt haben, daß er es „gesehen, nicht, daß er es gelesen" habe (Ch. W. 950, 1924). „Ich hatte kein Tagebuch oder Notizbuch, um alle Einzelheiten aufzuzeichnen, Wunder, Orte und Personennamen: Denn ich hatte nie die Absicht, über diese Dinge in Buchform zu schreiben. Diese Dinge haben sich zwischen mir und Gott allein abgespielt" (H. 6). „Hätte ich ein Tagebuch geführt, so hätte ich alle Unwahrheiten meiner Feinde nachgewiesen. Aber ich bete, daß der Herr denen vergebe, die sich Christen nennen und großen Schaden dem Werke des Herrn zufügen, nach dessen Namen sie genannt sind" (H. 13).

Es sei überdies reiner Neid, der in dem Vorgehen „der Jesuiten" zum Ausdruck komme; und daher lohne es sich nicht, darauf zu achten. „Den ‚Catholic Herald' habe ich nicht gesehen, außer einen Artikel über den Maharischi von Kailas. Aber ich habe von andern gehört, daß die römischen Katholiken gegen mich geschrieben haben. Möge der Herr sie segnen, das ist mein aufrichtigstes Gebet" (H. 3)[1]). Gern spielt er auch die Eifersucht der Konfessionen gegeneinander aus: „Die Katholiken kamen früher oft in meine Ver-

[1]) Genau so betete Miß Vaughan für ihre „Feinde"!

sammlungen; aber nunmehr haben sie begonnen, gegen mich zu reden und zu schreiben, weil ich nicht an die Autorität der Kirche glaube. Und die römischen Priester haben Angst, daß dann, wenn sie schweigen, viele Glieder der römischen Kirche ihnen davonlaufen würden" (H. 1). Er spricht von an ihm gemachten katholischen Bekehrungsversuchen (Pf. 12) und weckt die Besorgnis, daß man ihn mit Anzweiflung seiner Glaubwürdigkeit schließlich wohl gar noch in die katholische Kirche hineintreiben könne. Oder er appelliert in anderer Weise an Konkurrenzempfinden[1]): „Es ist nicht überraschend, zu sehen, was die römischen Katholiken gegen mich schreiben. Sie hätten mich lebendig begraben oder verbrannt, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte. Sie können keinen Protestanten wie mich sehen. ... Sie versuchen mit falschen Mitteln zu beweisen, daß es keinen Mystiker außerhalb der katholischen Kirche geben könne" (H. 135). Im übrigen: „Meine Freunde in Indien kümmern sich nicht um die Angriffe der Jesuiten. Sie sagen, wie ich selbst, daß unser Herr von den Pharisäern verfolgt und gekreuzigt wurde, und nun werden seine treuen Diener durch die römischen Priester verfolgt wie in den Tagen der Reformation" (H. 11). „Soviel ich weiß, redet kein protestantisches Blatt in Indien von den jesuitischen Angriffen gegen mich. Wenn diese Leute glauben, es sei eine Torheit und Zeitverschwendung, den niedrigen, unchristlichen und falschen Angriffen Aufmerksamkeit zu schenken" (H. 12)[2]). Ja, wie seine Base Diana Vaughan den Dolch der Freimaurer über sich gezückt sieht, so er bereits den der Jesuiten: „Wer weiß,

---

[1]) Wer ist der Cécile Garons, der in diesem Sinne 1925 in einem katholischen Blatte Frankreichs schrieb? Auch ein Spießgesell Sundars? (s. Hs. 244; H. IX).

[2]) Nebenbei bemerkt, es verläßt uns das Empfinden nicht, als seien auch in Deutschland manche kirchliche Blätter in ähnlicher Weise beeinflußt, die dem Taxilschwindel entnommenen Warnungen geflissentlich ihren Lesern zu verschweigen.

ob mich nicht einmal ein Feind heimlich überfällt!" (H. 16). Und ihm, dem Hunderte von bewußten Unwahrheiten nachgewiesen sind, genügt es, wenn seine Gegner den kleinsten Irrtum bei Versuchen, hinter seine Schliche zu kommen, begehen, um alles als unglaubwürdig zu erklären, was sie sagen: „Zwei oder drei Unwahrheiten meiner Feinde reichen aus, um uns zu überzeugen, daß auch ihre anderen Behauptungen unwahr sind" (H. 13. Wollten doch Sundars Verehrer diesen Grundsatz ihres Helden einmal auf ihn selber anwenden, dann wäre sofort Einigkeit hergestellt!

Seine Hauptwaffe aber bildet die (erheuchelte) Frömmigkeit. „Ich habe mich nie darum gekümmert, was andere von mir sagen oder denken. Hätte ich es getan, so wäre ich nie so weit in meinem Werke für den Meister (den Maharischi?) gekommen" . . . „Wir dürfen nicht beunruhigt werden, wenn die Menschen unsern Handlungen eine schlechte Absicht unterschieben und wenn sie übel von uns reden; im Gegenteil, wir wollen uns freuen und Gott für das Vorrecht danken, daß wir das Kreuz tragen dürfen (wörtlich so sagte Miß Vaughan!), wie er selbst es für uns getragen hat" (Hf. VII). „Diese Welt ist eine Welt des Mißverständnisses und der Verwirrung. Es ist ein großes Vorrecht und eine große Ehre ‚Gemeinschaft mit seinen Leiden' zu haben, und es wäre ein großer Jammer und eine große Schmach, ohne Kreuz und Leiden in dieser Welt zu sein, in der der Herr der Schöpfung selbst gelitten hat. Und es wäre gefährlich für uns, wenn Luk. 6, 26 (Wehe euch, wenn euch jemand wohlredet: desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten) auf uns zuträfe!" (H. 2). „Es ist nutzlos, die Zeit mit solchen Dingen zu verschwenden. Diese köstliche Zeit ist uns gegeben, damit wir für den Herrn arbeiten, und nicht, damit wir wie Stiere oder Hähne kämpfen. Der Herr selbst wird die Wahrheit zu seiner eigenen Zeit erweisen" (H. 16). Und nochmals die Hindeutung auf eine nahe Zukunft: „Der Augenblick

ist nicht fern, wo alles offenbar werden wird zur rechten Zeit" (H. 15).

Was mag Sundar damit sagen wollen? Handelt es sich nur um eine fromme Redensart, die helfen soll, den Sturm gegen ihn zu beschwichtigen? Oder bedeutet es mehr? Etwa die Ankündigung in nicht zu ferner Zeit von ihm erwarteter politischer Ereignisse, die es ihm ermöglichen werden, hohnlachend den Schwindel, den man mit uns treibt, in seiner ganzen Ausdehnung aufzudecken? Letzteres scheint uns der Fall bei den ähnlichen mysteriösen Andeutungen Taxils, die er, vier Jahre nach seiner Selbstentlarvung in dem Buch „Notes et Croquis" (S. V; Vorrede vom 15. Mai 1901) veröffentlichte. Dort findet sich nämlich der Satz: „Ich versichere euch, daß keine große Zahl von Jahren mehr nötig ist, bis jeder, der guten Willens ist, einräumen wird, daß unsere „Bekehrung" eine Mystifikation war, deren ernste Seiten jeden Tag klarer hervortreten werden, eine Mystifikation, deren sehr reale Nützlichkeit nach und nach jeder anerkennen wird".

Und Heiler? So wird hier mancher fragen? Was sagt eigentlich Heiler zu all den ungeheuerlichen Dingen, die sein Schützling beging? — Nun, Heiler hat Pfisters Buch gelesen. In weitgehender Loyalität stellte ihm letzterer auch Hostens Dokumentensammlung, ja die Ergebnisse seiner eigenen Erkundigungen zur Verfügung. Und? Alles hat, man kann wohl sagen, auf ihn nicht den geringsten Eindruck gemacht. In seiner jüngsten Auslassung im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz" (30. September 1926) verteidigt er den Sadhu zunächst mit fünf Hauptgründen, die aber keine Gründe sind. Denn sie laufen alleſamt auf die Feststellung hinaus, daß der Betrogenen in allen Lagern viele und daß die Nichtzubetrügenden schlechte Christen, nach Motiven, Kampfesweise und Glaubensstand aber minderwertige, das Gemeinwohl bedrohende Subjekte sind. Sodann verteidigt er eine Reihe Sundarsche Wundergeschichten durch Angaben und Zeugenaus-

sagen, die neue Nachforschungen erfordern. Darnach, ob sie nicht ebenso unzuverlässig oder gar lügnerisch sind, wie die als wertlos erwiesenen früheren, fragt er nicht. Er kommt zu dem Schluß, daß er nun noch fester als bisher an all die unwahrscheinlichen Geschichten Sundar Singhs glaube, von deren Wundercharakter er dabei so viel abzieht wie möglich. — Diese Unzugänglichkeit Heilers ist erstaunlich. Sie bildet ein Problem für sich, das anzuschneiden ein neues Büchlein erfordern würde. Deshalb warten wir erst die weitere Entwicklung ab.

Abſchüſſige Wege

Als ſich Leo Taxil einmal über die Leichtgläubigkeit ſeiner Opfer luſtig machen wollte, die ſeine fromm herausgeputzten Bücher ohne jeden Argwohn aufnahmen, obgleich dieſelben tödliches Gift für Glauben und Kirche enthielten, da erzählte er ihnen eine Geſchichte. Schon als kleinen Knaben, ſo ſagt er, habe ihn die Kriegsliſt Hannibals begeiſtert, der das Schiff des feindlichen Feldherren Eumenes mit irdenen Töpfen bewerfen ließ. Aber in den ſcheinbar ſo harmloſen Gefäßen waren Schlangen verborgen, die, herauskriechend, die Bemannung mit giftigen Biſſen töteten. Damals habe er ſich vorgenommen, es einmal mit denen, auf deren Beſiegung er ausging, ebenſo zu machen: „Ich werde meinen wenigen Matroſen befehlen, auf ſie Gefäße zu ſchleudern, die mit kleinen Schlangen gefüllt ſind.“ Mit einer daran gehefteten frommen Redensart erſtickte er alsbald jedes etwa keimende Mißtrauen.

Als der Gründer des „Ernſten Bibelforſchertums“, Ruſſell, beſonders fromm geſtimmte chriſtliche Kreiſe von den chriſtlichen Kirchen losreißen und ſie politiſch revolutionärer Denkweiſe zuführen wollte, da bot er ihnen ſeine ſcheinbar erzchriſtlichen „Schrift-Studien“ dar. Darin hat er in Augenblicken des Übermutes ſich und die Seinen mit „Schlupfweſpen“ verglichen. Denn dieſe Tiere, ſo ſagt er, „legen ihre Eier auf den Rücken anderer, feindlich geſinnter Inſekten, deren Körperwärme ſie ausbrütet“. Seien ſie aber erſt einmal ausgekrochen, ſo machten ſie ſich alsbald daran, den Leib ihrer Pfleger zu zerfreſſen (ſ. Braeunlich, „Die Ernſten Bibelfor-

scher als Opfer bolschewistischer Religionsspötter". G. M. Heinsius Nachf., Leipzig 1926. 2., vermehrte Auflage).

Sundar Singh, als Dritter im Bunde, leistete sich den Scherz, Christi Gleichnis vom Wolf im Schafskleid in einer Weise umzumodeln, daß es auf ihn und sein Treiben gegenüber der Christenheit paßte. Er erzählt von einem Manne in Kaschmir, der ausging, in den Bergen Schafe einzufangen. Aber sie hörten nicht auf ihn. Da hüllte er sich in ein Schafsfell und mischte sich unter sie. Die Schafe aber waren solche Schafe, daß sie ihn für einen der ihren hielten. Und so lockte er sie, wohin er wollte. Als sie die Täuschung merkten, war's natürlich zu spät. So müsse man selber Schaf werden, um Schafe dahin zu bringen, wo sie nicht hin wollten.

Es ist alles mögliche, daß sich Sundar mit einem „Kaschmiraner im Schafskleid" vergleicht und nicht ganz offen mit einem Wolfe in solcher Vermummung. Viel Risiko wäre dabei kaum gewesen. Man hätte sich auch damit abgefunden, genau wie mit Taxils an Unbekümmertheit alle Begriffe übersteigenden Bekenntnissen. Aber daß man sich der Wolfsarbeit, die er in dieser Verkleidung tat, nicht bewußt wurde, das möchte dem, der sich's hinterher überlegt, kaum begreiflich scheinen.

Sogar die Strafpredigten, die er auf seinen Reisen der alten Christenheit hielt, bieten ihre Mahnungen so dar, wie ein Mann sie formen müßte, der durch die Lage der Dinge sich gezwungen sieht, als christlicher Apostel aufzutreten, während er im Grunde seines Herzens ein Antichrist ist. Sie nähren planmäßig Zweifel an der Kraft des Christentums, Menschenseelen umzubilden, und an seiner Berechtigung, Heidenmission zu treiben. Die Zuhörer waren gekommen, sich an dem Bekenntnis eines bekehrten Heiden zu erfreuen, der ihnen darlegte, wieviel die Menschheit ihrem Glauben zu danken habe. Dieser Stolz ward ihnen genommen. Sie hatten gemeint, der jugendliche Inder müsse der Bewunderung voll sein. Er werde sich von der Berührung mit altchristlichen Kreisen

mächtig gestärkt fühlen, und sein Werk der Heidenmission mit doppelter Freudigkeit wieder aufnehmen. Statt dessen versicherte ihnen Sundar unausgesetzt das Gegenteil. Einer der Hauptgründe, die ihn nach dem Westen führten — so gab er an — sei der gewesen, daß er daheim aus heidnischem Munde immer wieder den Einwand hören mußte, das Christentum habe in seinen Ursprungsländern völlig versagt und allen Einfluß auf die Gemüter verloren. Er wollte sich deshalb Eindrücke verschaffen, die ihm ermöglichten, mit solchen Anklagen einmal gründlich aufzuräumen. Und nun seien all seine schönen Hoffnungen zu Wasser geworden! Die Christentumsverächter hätten nicht bloß recht. Sie sähen die Dinge in noch viel zu rosigem Lichte. Denn in jeder Beziehung erweise sich das Heidentum als religiöse Macht dem Christentume überlegen. Er erinnert an seine Mutter, die man eine „Heidin" nenne, obgleich sie „Gott viel wärmer und inniger geliebt habe als viele, viele Christen" (Hs. 171). — Er sagt: „In den Heidenländern sind die Menschen wenigstens gottesfürchtig und gehen in die Tempel." Die Götzendiener „suchen jahrelang ernstlich und angestrengt nach der Wahrheit. Allein die hiesigen Menschen suchen, wie ich sehe, Vergnügen und Wohlsein". Die Christen beten zwar keine Götzenbilder an: „Aber sie beten sich selber an, und das ist noch viel schlimmer." Unter den Heiden gibt es „mehr Menschen, die ein geistiges Leben führen", ja, sogar „viele, viele, die ein heiliges Leben führen" (Hs. 171) usw. Daher stehen auch die meisten Christen den Heiden an geistiger Tiefe und an religiösem Ernste weit nach (Hs. 172). Dunkele Schatten lagern über dem Leben der Christenwelt, während über der Heidenwelt Gottes Lichtfunken sprühen (Hs. 170 f.). „Ich habe die Bewohner christlicher Länder für Engel gehalten. Nun erkenne ich: die meisten haben ein weißes Antlitz, aber ein schwarzes Herz. Früher dachte ich, wie unglücklich bin ich, daß ich in einem heidnischen Lande geboren wurde, wie glücklich sind die, die Christus von Kindheit auf kennen. Jetzt preise ich Gott, daß

er mich in einem heidnischen Lande geboren werden ließ!" Und „mit einer gewissen Ironie", sagt Heiler (Hs. 170), redet Sundar von „sogenannten Heiden" und von „sogenannten Christen".

Derartig schiefe Gegenüberstellungen, die z. T. im Munde eines wohlmeinenden Landpfarrers um ihrer guten Absicht willen erträglich wären, bekommen nach der ganzen Lage der Dinge im Munde eines Sundar Singh einen unangenehmen Beigeschmack. Man kann natürlich nicht in der Weise, wie er es tut, den besonders Unfrommen unter den Christen die besonders Frommen unter den Heiden gegenüberstellen. Man kann nicht das Drängen von heidnischen Massen zu ihren Götzenbildern, Gebetsmühlen u. dgl. als ein Zeichen der Religiosität, die in sich zurückgezogene vergeistigte Frömmigkeit christlicher Kulturmenschen aber als Irreligiosität werten. Man kann nicht sagen, daß es unter den Heiden „Leute gäbe, die jahrelang nach Frieden und Heil suchen", während dies „viele" Christen nicht täten. Denn selbstverständlich tun das auch „viele" Heiden nicht, wahrscheinlich sogar sehr viel mehr Heiden als Christen. Und ebenso gibt es bei uns Leute, „die nach Frieden und Heil suchen", und das nicht bloß „jahrelang", sondern ihr ganzes liebes Leben. Das tun sogar alle Christen, denen es um ihr Christsein eine ernste Sache ist. Und zu diesen gehören sehr viele gerade der Gebildetsten und Edelsten, bei denen es ein Sundar Singh nicht voraussetzen würde, weil ihre Frömmigkeit etwas durchaus Innerliches ist und nicht so in die Augen fällt wie steinerne Tempelbauten und Massendemonstrationen. Das einzig Berechtigte an Sundars Angriff auf die alte Christenwelt ist, daß sie sich moderne Entwickelungen hat über den Kopf wachsen lassen, ohne rechtzeitig den Weg zu finden, die Bildung religionsloser Volksmengen in ihrer Mitte zu verhindern. Das geht heute aber allen Religionen in Kulturländern ähnlich.

Heiler, der in seiner Schwärmerei für Sundar dessen Sophistik nicht erkennt, stimmt ihm zu und bemerkt noch: „Immer

wieder kommt der Schmerz über die gemachten Erfahrungen in seinen Ansprachen zum Ausdruck. Von seinem zweiten Besuche in Europa aber kehrte der Heilige mit dem festen Entschlusse in die Heimat zurück, nie wieder nach dem Westen zurückzukehren. ‚Es ist das erste und letzte Mal, daß Ihr mich hier seht', so hat er oft zu seinen Zuhörern gesagt" (Hs. 61 f.). Die Gründe, die Sundar zum Entschlusse des Fortbleibens bestimmten dürften aber ganz andere gewesen sein. Der Boden wird ihm eben zu heiß. Und er sah voraus, daß er das nächste Mal nicht so leicht entschlüpfen werde, sondern Rede und Antwort stehen müsse auf ihm recht unangenehme Fragen.

Ein Hauptschaden, den er hinterließ, und eine Hauptgefahr, die durch ihn droht, bezog sich, wie schon angedeutet, auf die Arbeiten der Heidenmission. Solche Darlegungen, wie er sie gab, mußten dem Missionswillen mehr Abbruch tun, als ihn nähren. Sie weckte Mißvergnügen an dem bisherigen Betrieb der Heidenbekehrung. Er wäre zu mühsam, führe zu langsam von der Stelle, weil die Art des Vorgehens nicht die rechte sei. Die Frage erhub sich, ob man nicht durchaus neue Wege gehen müsse. Vielleicht sei es überhaupt das beste, die europäischen Missionare ganz und gar zurückzuziehen und die Arbeit, wenigstens in Indien, Leuten wie Sundar zu überlassen. Der werde ganz andere Erfolge erzielen! Denn der wisse, wie Inder zu behandeln seien! Wenn er seine Methode anwende, dann dürfe man hoffen, daß binnen kurzem ganz Indien dem Christentume zufallen würde.

Und schon stellte sich unser Doktor Eisenbart mit seinem unfehlbaren Rezepte ein. Vorschußlorbeeren in der Hand aber, ging ihm Professor Heiler entgegen. „Mit Sundar Singh hebt eine neue Epoche in der Geschichte der indischen Mission an!" So erklingt sein Hosianna (Hs. 199). Auch mancher Missions- und hohe Kirchenmann beschäftigt sich bereits ernstlich mit dem neuen Programme. Die Hauptsache ist, sagt Sundar, daß man (nämlich er selber) den Indern ein

Inder bleibe (d. h., was er meint, aber nicht sagt, ein Heide). Oder, wie Heiler es ausdrückt: „Das Christentum kann die indische Geisteswelt nur dann gewinnen, wenn es das Gewand Indiens anlegt (Hs. 181). Sundar Singh ist tief davon überzeugt, daß das Christentum nur in indischen Formen sich den Zugang zu den indischen Geistern und Herzen verschaffen kann: ‚Der Inder brauche notwendig das Wasser des Lebens, aber nicht im Becher Europas'" (Hs. 183). — Ja freilich, wenn Sundar davon überzeugt ist! Dann hilft das nichts. Ändern wir also das Christentum! Oder legen wir ihm wenigstens ein indisches Gewand an! Doch wohl das Sadhu-Gewand? Damit es Sundar recht ähnlich sieht! Die Sache ist deshalb besonders erwägenswert, weil Heiler versichert, Sundar gälte „vielen seiner indischen Volksgenossen schon jetzt als avatara, als Inkarnation ihrer Heilandsgottheit, und wird auch mit dem göttlichen Ehrennamen Mahatman bezeichnet" (Hs. 195). Unter solchen Umständen wäre es — man erlaube uns den bescheidenen Vorschlag! — doch eigentlich das allerklügste, wir gäben Sundar Singh einfach für unsern Heiland aus? Natürlich nur vorübergehend! Wir können es ja nachher wieder ändern, wenn in ein oder zwei Jahren alle Inder „Christen" geworden sind! Immerhin, es macht vielleicht nicht jeder mit. Sundar selbst ist jedenfalls gemäßigter in seinen Anforderungen. Er macht darauf aufmerksam, daß auch die indischen Heiden „das Mysterium der Inkarnation Gottes in Christus in verschiedenen Zeichen und Bildern" sähen (Hs. 170). Man dürfe deshalb nicht zu rigoros sein: „Ich habe nicht einmal einen Einwand gegen die Verehrung von Idolen (Götzenbildern), wenn sie sich als Mittel erweisen, die Menschen zu Christus zu bringen und als Hilfe zur Sammlung des Geistes und zum Gebet" (H. 1). Noch weniger, selbstverständlich, gegen die „Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte" (H. 5). „Der Mensch hat eine natürliche Sehnsucht, Gott zu schauen. Allein er (Gott) ist unendlich. Ich fragte die Götzendiener: ‚Warum betet Ihr die Götzenbilder an?' Sie antworteten: ‚Gott ist unendlich, und

dieſe Bilder ſollen uns dazu verhelfen, unſern Geiſt zu ſammeln. Mit Hilfe dieſer Symbolik können wir anbeten, können wir ein wenig verſtehen.'" (Hſ. 112.) — „Myſterium"? — '„Symbolik"? — Ha! Das iſt modern! Das machen wir mit! Sammeln wir unſern Geiſt! Stellen wir ein paar Götzenbilder in unſern Tempel auf! Wie wär's mit Viſhnu? Siva? Oder, damit auch etwas Amerikaniſches dabei iſt, mit Vitzliputzli? Vielleicht ſind im Theoſophentempel der Frau Beſant ein paar ſolche Bilder entbehrlich? Dann kommt die Sache nicht einmal teuer. Eine religiöſe Autorität wie Fräulein Diana Vaughan huldigte übrigens derſelben Auffaſſung bezüglich des Götzendienſtes wie Sundar. Sie ſchrieb dem Kanonikus Muſtel, er ſolle ſie doch nicht gleich eine „Götzendienerin" ſchelten, weil ſie ein — allerdings ſcheußliches — Teufelsbild, das Baphomet, als Symbol ihrer Gottheit, des (übrigens nicht gerade im beſten Rufe ſtehenden) Luzifer, anbetend verehre! „Bildniſſe finden auf den Altären aller Religionen Verwendung." Deshalb möge er künftig das ihr heilige Baphomet als katholiſcher Prieſter mit derſelben Ehrfurcht betrachten, die ſie ſeinem Kruzifixus zolle (Sch. St. III 8)! Sundar ſeinerſeits — ich fürchte, er ſchreibt da etwas ſtark von Frau Blavatſky ab — wirbt für den Gedanken: Bhagavan, Viſhnu, Kriſhna, Siva, die Bodhiſattva, alle ſeien „in ähnlicher Weiſe ‚Hüllen' des menſchgewordenen Gottesſohns, wie die Meſſiasgeſtalt, nach der die altteſtamentlichen Formen ausſchauten. Hinter all dieſen Schleiern birgt ſich der ewige Chriſtus, der alles erleuchtende Logos, der in Jeſus Menſch geworden iſt" (H. 170). Wir würden im übrigen nicht viel mehr zu tun haben, als künftig in unſern (indiſchen) Gottesdienſten uſw. ſtatt von der Nichtigkeit irdiſcher Dinge, von Gottes Gerechtigkeit, von Sehnſucht nach Gott, Andacht, Frieden, Liebe zum Allvater, Erlöſung, Himmel, Chriſtus und andern dem Inder unverſtändlichen Dingen, von Maya, Karma, Arſna, ſamadhi, ſanti bhakti, mokſa, amrta-dhatu, Bhagavan u. dgl. mehr zu reden, was man bei dem ſehr dafür erwärmten Heiler nachleſen mag (Hſ.

183 f.). Das ist zwar nicht dasselbe. Aber es sieht doch so aus. Und die „Schafe" merken sicher nichts davon. Allerdings, eines ist unerläßlich: Sundar Singh muß die Sache in die Hand nehmen! Der lügt sich durch! Und, was Heiler (Hs. 184) mit tiefer Genugtuung feststellt: „Wie die brahmanischen Jogin verfügt auch er über wunderbare Geisteskräfte und Geisteserkenntnisse rddhi und abhijna. Wie jene vermag er seinen ‚Geistleib' (manomaya-kaya) aus seinem irdischen Leib herauszulösen. Er ist begabt mit dem himmlischen Auge (divyam caksur), dem himmlischen Gehör (divyam srotram). Wie jene hält er traute Zwiesprache mit himmlischen Wesenheiten (deva). Wie jene besitzt er die Gabe der Kardiognosie, der ‚Schau fremder Herzen' (paracitta-jnana) und der Wiederersinnung an früheres Dasein (purva-nivasa-smrti) und" ... Halt! Nun schlag aber einer lang hin! Jetzt kann ich nicht mehr mit! Ich erkenne ja mein altes Christentum in dieser Sadhu-Heilerschen „Verkleidung" schon gar nicht mehr wieder. Fast fürchte ich, daß ich mich in der Hitze von der Begeisterung für diese untrüglichen Wege, Indien im Handumdrehen „christlich" zu machen, allzusehr habe anstecken lassen. Und das Ende vom Liede ist: Nun bin ich innerlich dermaßen durcheinander, daß ich schon nicht mehr weiß: macht sich nur Sundar Singh über uns lustig, oder auch Heiler?

Wie ernst die von Sundar und seinem Anhang der Mission drohenden Gefahren zu nehmen sind, zeigt der Umstand, daß sich in Indien eine „Nationale Missionsgesellschaft" gebildet hat, die sich mit dem Plane einer indischen Nationalkirche im Sinne des Sadhu befaßt. Ihre Tagung in Lahore, Frühjahr 1925, bot Sundar (dem „internationalen" Sundar!) die Bischofswürde an. Er lehnte sie ab, wurde jedoch genötigt, den Vorsitz des Ausschusses zu übernehmen (Hs. 268; 4. Aufl.). — Man vergleiche Taxils Führerrolle in den katholischen Antifreimaurerorganisationen (Sch. St. III 82 ff.)!

Was aber hat eigentlich dieser Mann so allgemeinen Vertrauens bisher praktisch für die Heidenmission geleistet? —

Nichts! Heiler zwar versichert (Hs. 199): „Sundar Singh ist der erste Inder, der das Evangelium Christi in seiner ganzen Schlichtheit und Echtheit seinem Volke verkündet hat. Er hat auch Tibet ... dem Evangelium erschlossen." Aber selbst die Parker gesteht: Tibets „spärliche Bevölkerung lehnt seine Botschaft ab" (64). In Afghanistan fand sie „wenig Anklang bei der verhärteten Bevölkerung" (33). Er kommt in Indien an, „aber er zieht seine Straße weiter, ohne Statistik als Erfolg zu machen" (135). Ja, die böse Statistik! Wir haben — wie schon bemerkt — noch von keinem Menschen gehört, der einen von Sundar bekehrten Tibetaner zu Gesicht bekam. Nicht einmal von einem heidnischen Inder, der durch ihn zweifellos einer der Unseren ward. Er will ja auch gar niemand zum Christentum bekehren! Will es nur ausschmarotzen und der Lächerlichkeit überliefern. Darum hat er auch noch keine Menschenseele getauft. Und wenn ja einer durch Mißverstand seiner Worte auf den Gedanken kommt, die Taufe zu begehren, schickt er ihn fort mit salbungsvollen Worten. Von seinen berühmten Tibetschulen wollen wir hier lieber nicht reden. Und noch hat auch sein Wirken der Evangelisation Indiens keinen einzigen Missionsarbeiter geschenkt, höchstens einige zum Missionsdienst unbrauchbar machen helfen. Beiläufig, was mag bloß aus jenem „jungen Tibetaner" geworden sein, der von ihm mit solchem Trara im Jahre 1919 als „künftiger Apostel seines Volkes" angekündigt wurde (Sch. 110)?

Genug! Welche Gefahr war dieser Mensch noch gestern für unsere Mission! Hoffentlich ist er es heute nicht mehr!

Nicht minder ablehnend wie gegenüber der christlichen Mission stellt sich Sundar Singh zur Kirche. Er läßt sie gerade noch so weit gelten, als es unbedingt erforderlich ist, wenn er nicht gewärtig sein will, daß sie ihre Türen seinen Unternehmungen verschließt. Und das paßt ausgezeichnet zum Bild eines Menschen, der den großen christlichen Führer spielt, in Wirklichkeit aber auf Auflösung des Christentums ausgeht. Er

ist zwar, wie er sagt, „nicht dagegen, daß man Mitglied einer organisierten Gemeinde auf Erden wird“ (H. 22). Und das ist doch was. Da sind die Ernsten Bibelforscher radikaler. Aber „die Kirche mit ihren Einrichtungen sinkt für ihn zu etwas Nebensächlichen herab“ (Hs. 164). Seine — dieses Erzlügners und Betrügers! — Kirche ist „die Körperschaft der wahren Gläubigen und Heiligen, von denen sich die Mehrzahl im Himmel befindet und die kleine Zahl auf Erden“ (St. 38). „Was die Mitgliedschaft der Kirche betrifft, so muß ich sagen, daß ich (der Lügner!) zum Leibe Christe gehöre, d. h. zur wahren Kirche“ (H. 22). Der kirchlichen Obrigkeit erkennt er für seine Person weder eine „dogmatische Lehrautorität noch eine disziplinäre Rechtsautorität zu“ (Hs. 188). Er „zieht keine bestimmte Form des christlichen Gottesdienstes vor. Alles von Sitten und Einrichtungen ist seinem Wesen fremd“ (Hs. 162). Er „sucht nicht Jünger zu gewinnen, die seinem Beispiele folgen“ (P. 89). „Er hat keine religiöse Gemeinde um sich versammelt, auch nicht die Absicht, es zu tun“ (St. VII). „Er schließt sich keiner Teilkirche an, noch ist er Mitglied irgendeiner religiösen Vereinigung“ (P. 12). „Er lehnt es ab, für irgendeinen ...ismus einzutreten. Er sagt, daß Sonderbekenntnisse für ihn von keinem Interesse seien“ (P. 141). „Als tiefgeistiger Mensch“ hat er ohnehin „direkt Gemeinschaft mit Gott in der Meditation“ und ist sich „allzeit dessen gesegneter Gegenwart in seiner Seele bewußt“ (H. 4). Wer spürt in dem allen nicht das Bemühen des Fakirs, es zu verhüten, daß aus dem flüchtigen Rausch der Stunden, wo er an diesem oder jenem Ort seine religiösen Vorstellungen gibt, sich etwas Bleibendes gestalte! Nicht kirchlich aufbauend, nein, kirchlich auflösend zu wirken ist sein Ziel.

Und das beste Beispiel, in welchem Maße ihm das gelingt, ist — leider! — sein schriftstellerisch so begabter deutscher Anhänger Professor Heiler. Es scheint fast, als sei dieser kirchlich durch ihn noch völlig aus dem Gleise gebracht. Denn den oben mitgeteilten Bekenntnissen des Inders setzt er hinzu:

„Wo hätte Sundar auch die Kirche finden sollen, in deren Gemeinschaft er seinen hohen Sadhu-Beruf hätte verwirklichen können? ... Gerade der Umstand, daß Sundar Singh, dieser weite, demütige, liebeerfüllte Apostel, keiner von den christlichen Kirchen angehört und angehören kann, zeigt, wie wenig anderes die kirchliche Not der heutigen Christenheit in ihrer ganzen Größe. Sollte der ‚echte Ring' verloren gegangen sein?" (Hs. 167). Und als wolle er den allerhandgreiflichsten Beweis dafür liefern, was uns als Kirche vom Sadhu droht, schreibt er — der Professor und Doktor der evangelischen Theologie, dem die Schulung und Prüfung des geistlichen Nachwuchses einer gut protestantischen Landeskirche anvertraut ist! — in der „Eiche" (1926, 20 ff.) u. a.: „Ich habe mich nie von der römisch-katholischen Kirche förmlich losgesagt, noch mich von ihr völlig getrennt. Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, daß ich an ihr mit kindlicher Pietät und Liebe wie an einer Mutter hänge. Trotz aller gegenteiligen Einreden habe ich keinen förmlichen Austritt aus der römischen Kirche erklärt." Meine Aufnahme „in die Gemeinschaft der evangelischen Gläubigen erfolgte nicht durch einen bürgerlichen Rechtsakt", sondern in rechtlich völlig wirkungslosen Formen! In einem von der katholischen Presse veröffentlichten Privatbrief an einen katholischen Geistlichen aber stellt Heiler den vier „Grundfehlern des Protestantismus" die vier Punkte gegenüber, in denen er sich im Augenblick noch von der römischen Kirche getrennt weiß. Der vierte dieser Punkte aber, die ihm vorläufig ein Verbleiben in der evangelischen Kirche in jener losen Form ermöglichen, ist: daß ihm auch in ihr zwei „heiligste Männer" begegnet seien, wovon der eine: Sadhu Sundar Singh. Innerlich so gestellt, besucht Heiler noch immer, wie er schreibt, „den katholischen Gottesdienst, um der Messe beizuwohnen und sich in der Stille vor dem Tabernakel zu erquicken". Die Erwartung, daß er zur römischen Kirche deshalb schon „in kurzer Zeit!" zurückkehren

werde, „hält er" jedoch „für durchaus unbegründet". Heiler schreibt weiter: Seine „religiöse und theologische Position sei weder die protestantische noch die römisch-katholische". Dadurch daß sich sein Plan, am Dom von Upsala eine Anstellung zu finden, zerschlug, sei es geschehen, „daß ich in den deutschen Protestantismus gestellt wurde, *der mir in vielem fremd war und blieb*, in seinem Nationalismus viel mehr als in seinem Rationalismus" usw. (s. „Studierstube" 1926; „Der Protestant" 22. April und 6. Mai 1926). International scheint Heiler hiernach also auch zu sein. Wie weitgehend ist doch die Übereinstimmung mit seinem „Heiligen"! Wie verantwortungsvoll aber auch zugleich der Entschluß der Kirchenbehörde, die einen 34jährigen jungen Mann mit solch problematischer innerer Stellung die ungeheuer wichtige Schulung und Prüfung der künftigen Träger des geistlichen Amtes in einer *evangelischen* Landeskirche anvertraut! Was soll aus einer Kirche werden, deren Dienern auf dem Wege der Sadhu-Begeisterung derartig unkirchliche Anschauungen eingeimpft werden! Fürwahr, die Kirchenfeinde verstehen sich darauf, ihre mit Schlangen gefüllten Töpfe in unsere Mitte zu schleudern! Und die Befehlshaber des Schiffes begrüßen diese Geschosse womöglich noch mit Jubel! *Das notwendigste, was wir heute brauchen, ist u. E. nicht Zermürbung des Kirchenbegriffs und des kirchlichen Bewußtseins, sondern im Gegenteil ihre Festigung.* Der Sadhu aber, er bedeutet für uns kirchlich: *die Auflösung.*

Gewiß vermag evangelische Weitherzigkeit viel zu ertragen. Doch gibt es Grenzen. Man denke an Erfahrungen in England! Möchten uns unliebsame Überraschungen erspart bleiben! Wir sehen in dieser Beziehung mit schwerer Sorge in die Zukunft.

Wie selbst das sittliche Urteil durch Sadhu-Enthusiasmus beeinträchtigt wird, zeigte schon der Umstand, daß die erdrückenden Nachweise für massenhafte Lügen und Betrügereien Sundar

Singhs, die Pfister liefert, auf den Marburger Professor bisher so gut wie keinen Eindruck gemacht haben. Eine unerfreuliche Nebenerscheinung aber ist es, daß Heiler den in heiligem Wahrheitsernst für die Unbeflecktheit des Christentums kämpfenden Schweizer Forscher nach Art der Taxil & Co., geringschätzig als von Parteigeist getriebenen „Liberalen" und als Bundesgenossen der Jesuiten abtut (4. Aufl. von Hf. IX.). In solch Taxilscher Weise darf man die sorgfältige Erwägung bitterernster Tatsachen nimmermehr von sich abzuweisen und den Streit auf Nebengleise schieben! Das Rätsel, wie ein junger deutscher Universitätsprofessor dermaßen in die Netze asiatischer Schwindler geraten konnte, scheint sich leicht zu lösen. War es doch kein Geringerer als Sundar Singhs Intimus „Appasamy", der in Marburg erschien, um dort zu „studieren"! Der hat, wie man sieht, seine Zeit in einer Weise auszunutzen verstanden, daß sich die weite und kostspielige Reise vom Himalaya nach Marburg für das Schwindelkonsortium reichlich lohnte.

Aber nicht bloß in bezug auf Heidenmission und Kirchentum drängt uns der Sadhuismus auf abschüssige Bahn. Auch das eigenste Gebiet des Glaubenslebens wird in Mitleidenschaft gezogen.

Religiös gleiten wir durch ihn in eine Vergangenheit zurück, die weit hinter der Reformation liegen. Ja, das Christentum bekommt durch ihn geradezu einen Stich ins Groteske. Wir wollen uns hier nicht in Einzelheiten verlieren, wie sie schon da und dort von ernsten christlichen Männern (Laible, Girgensohn, Julius Richter usw.) als bedenklich an religiösen Darbietungen des Fakirs hervorgehoben worden sind. Halten wir uns für heute nur an die wirklich großen Dinge!

Bewußt oder unbewußt — es bleibe hier einmal dahingestellt! — arbeiten Sundar und sein Gefolge an der Zersetzung des evangelischen Glaubensgutes. Die feste Grundlage christlicher Religiosität: tägliche aufrichtige Reue

und Buße, auf der die Aufnahmemöglichkeit der frei geschenkten Gnade Gottes beruht, wird verlassen. An die Stelle der bitterernsten Selbstprüfung tritt weichliches Plätschern in den lauen Wassern einer zusammenphantasierten „unaussprechlichen Freude", die, wenn überhaupt empfunden, Selbstberauschung ist. Die göttliche Gnadentat erscheint als Phrase. Der Christ wird tatsächlich wieder auf den schlüpfrigen Weg der Werke gedrängt (neues Leben u. dgl.).

Die gesunden sittlichen Grundsätze christlicher Lebensführung verwandeln sich in Unnatur. Aus Gottvertrauen z. B. wird ein Gott-Versuchen. Leidensbereitschaft wandelt sich zu masochistischem Schwelgen in der Vorstellung von Qualen. Wer in solcher Weise Christ zu sein versucht, wie Sundar Singh es ihm vormacht, der muß in religiösem Schiffbruch enden.

In das Zentrum des Christentums wird aus der Peripherie das Wunder gerückt und so das ganze Erscheinungsbild des Christentums verschoben. Es ist das gleiche Manöver ins Evangelische übersetzt, das Leo Taxil sich leistete, als er den Teufels- und Hexenglauben in den Mittelpunkt katholischer Glaubensvorstellungen zu praktizieren sich bemühte. Und wie er ihn gleichzeitig auf die Spitze trieb, so Sundar den biblischen Wunderglauben, bis beides mehr Karikatur als Wirklichkeit ward. Seine Schwärme rein menschlicher Mirakel ertöten evangelische Nüchternheit.

Ja, dem Gebetsleben sogar, dessen Betonung ihm als sein vielleicht größtes Verdienst nachgerühmt wird, bricht der Sadhu das Rückgrat. Das Bittgebet mag er nicht recht leiden. Sogar das Vaterunser gilt ihm wenig. „Dem gemeinsamen Gebet mißt er nur ganz geringen Wert bei" (Hs. 160). „Sein Gottesumgang bedarf nicht der sakramentalen Gnadenmittel und der liturgischen Gemeinschaft" (Hs. 160). So gerät alles ins Wanken, was kernige evangelische Frömmigkeit ausmacht. Wie nackter zynischer Bolschewistenspott aber mutet es an, wenn Sundar das Geheimnis des für uns vergossenen Blutes Christi im Heiligen Abendmahl mit folgendem Beispiel zu ver-

sinnfälligen unternimmt: Einmal sei, um einen Verblutenden zu retten, in dessen Adern Katzenblut übertragen worden. Und siehe da! Bald zeigten sich bei ihm typische Eigenschaften der Katze, z. B. Hinterlistigkeit! Ähnlich wirke auch Christi Blut im Sakrament auf den Menschen! (St. 54). — Die vom Sadhu vorgezeichnete Stufenfolge des Verkehrs mit Gott: — vom schlichten Beten zur Meditation (frommen Beschaulichkeit) und weiter zur Ekstase und Vision —, ist die Einleitung eines Verflüchtigungsprozesses, ist das Hinablocken des gottsuchenden Gemütes in die Abgründe leerer Träumerei und zuletzt phantastischen Blödsinns. Mit Bangen sehen des Sadhu Freunde dem Erscheinen seines neuen Büchleins über „Visionen" entgegen. Es liegt ihnen noch der Schreck in den Gliedern über das, was der Mann über „Ekstasen" in seine Sadhu-Schrift aufzunehmen Streeter geradezu zwang. Kein Mensch hatte bis dahin eine Ahnung, daß ihm auch Ekstasen beschieden seien, d. h. religiöse Zustände, bei denen er so sehr außer dem Leibe und bloß Geisteswesen war, daß ihm dabei z. B. einmal ein Hornissenschwarm am ganzen Leibe zerstach, ohne daß er davon etwas merkte (Hs. 92, 4. Aufl.)! Jetzt (Anfang 1921) überraschte er seine Opfer auch damit. Er wußte ja, was er wagen dürfe. Es waren großartige Offenbarungen, die er bei solchen Gelegenheiten empfangen haben wollte. Und diese wurden mehr und mehr bei ihm zur alltäglich wiederkehrenden Erscheinung. Sie sehen wie groteske Nachahmungen der Offenbarung Johannis und von Geschichten altteſtamentlicher Apokalyptiker aus, von bolschewistischen Spottvögeln dazu bestimmt, letztere lächerlich zu machen. Auch denkt man dabei unwillkürlich an das vorn erwähnte Wort über die „Verbindung von Nihilismus und Apokalypse".

War es nicht, als müsse der indische Fakir allen faulen Zauber auch seinerseits in Szene setzen, den die Verschworenen des Taxilschwindels aufzuführen pflegten? Wie hatte doch einst Fräulein Diana Vaughan in „Ekstasen" geschwelgt!

So als sie sich auf den Rücken des „Weißen Adlers des Paymon" setzte, um in einem ganz entlegenen Winkel des Weltalls, nach dem unseren Astronomen unbekannten Gestirn Golis, zu reiten (Sch. St. II 46). Oder gar, als Seine Höllische Majestät, Luzifer, sie in seine Arme schloß, um mit ihr stracks nach dem Sirius zu fahren! Solche auch in den Kreisen der Blavatsky recht beliebte Luftreisen pflegte also — wer hätte das gedacht! — auch Sundar Singh, und zwar ziemlich häufig, zu unternehmen. Aber nicht etwa nach Tibet, wie vorschnelle Leser nun sofort vermuten werden. Nein, wenn er in „Ekstase" kam, fuhr er am liebsten gleich in Gottes Himmel hinein! Und man mußte es ihm lassen, er hat sich dort besser umgesehen, als auf seinen tibetanischen Evangelisationsfahrten. Klar und bestimmt lauten diesmal seine Angaben, so daß sich jeder, der einmal dorthin kommt, an der Hand seiner Beschreibungen sofort orientieren kann. Vor allem stellt er fest, daß es im ganzen drei Himmel gibt. Der eine ist der auf Erden, wo er selbst und Taxil den „wundervollen Frieden" fand, den zu preisen beide nicht müde werden. Sodann ein zweiter Himmel irgendwo, gleichbedeutend mit dem „Paradiese", von dem Christus zu dem Schächer sprach. Daselbst halten sich vorübergehend die Seelen auf, die auf Erden im geistigen Leben nicht genug Fortschritte gemacht haben und daher noch einer gewissen Vorbereitung bedürfen. Dieselbe dauert erfreulicherweise nur „einige Tage", jedoch in schwereren Fällen auch „Monate und länger". Dort sind diese Pilger zwischen zwei Welten bereits mit Christus zusammen. Sie können ihn aber nicht sehen. Doch wird Musik gemacht. — Am schönsten ist's im dritten und letzten der Himmel. Das ist erst der richtige. Mitten darin sitzt Christus auf einem goldenen Thron. „Er hat Wundmale, aus denen Blut fließt", sagt Sundar. Diese sind aber gar „nicht häßlich, sondern leuchtend und schön. Er hat einen Bart. Sein langes Haupthaar ist wie Gold, wie glühendes Licht." Und rings um ihn und in unendliche Fernen hinaus drängen sich unabsehbare

Mengen geistiger Wesenheiten in Kleidern fabelhaft bunt. Denn dort im Himmel gibt es viel mehr Farben als bei uns auf der Erde. Die religiösen Gespräche dieser Himmelsbewohner mit Christus reißen nicht ab. Und manch liebes Mal hat sich da der Herr auch mit Sundar über schwierige theologische Zeit- und Streitfragen unterhalten. Besonders einleuchtend war die Erklärung, die ihm Christus bei solch einer Gelegenheit darüber gab, wieso er gleichzeitig Gott-Vater und Gott-Sohn sein könne (Hs. 112).

Im Taxilschwindel pflegte Luzifer sich mit Fräulein Vaughan aufs liebenswürdigste in solchen Zwiesprachen zu ergehen. Und die junge Dame schildert ihren „Lichtgott" merkwürdig ähnlich dem Heiland Sundar Singhs. Nur war am Höllenfürsten selbstverständlich nichts Blutiges zu bemerken. „Meine Feder", sagt Miß (Sch. St. III 44), „findet keine Worte, diesen überwältigenden, hinreißenden Glanz zu schildern. Gekleidet war er (der Teufel) vom Scheitel bis zu den Sohlen in lauter Gold, richtiger in blendende Golde" usw.

Auch im dritten Himmel fehlt es übrigens nicht an Musik. Bloß daß man dort keine Musikinstrumente hat, während doch letztere bei Festlichkeiten im Hause von Fräulein Vaughans Urahn Philalethes einfach aus der Wand herauszuwachsen pflegten, um selbsttätig loszulegen (Sch. St. III 39). Dafür gibt's im Himmel Bäume, Blumen, Paläste, Gebäude, Mauern u. dgl. m. Die Aussicht ist deshalb besonders schön, weil man durch alles geradeswegs hindurchschauen kann. Daher reicht der Blick Millionen Meilen weit (St. 94 ff.). Politisch scheint, genau wie im Tausendjahrreich der Ernsten Bibelforscher, die kommunistische Staatsordnung zu herrschen. Denn „niemand beansprucht daselbst irgend etwas als sein Eigentum. Alle sagen ‚unsere Heimat'". Der Sadhu ließ sich dort gelegentlich die jüdischen Patriarchen Moses und Elias zeigen (St. 101), die ja nach absolut sicherer Schriftauslegung der Ernsten Bibelforscher bereits im Oktober vorigen Jahres (1925) in Jerusalem eintreffen sollten, um die Regierung des

dann beginnenden Tausendjährigen Reiches zu übernehmen (s. meine diesbezügliche Schrift!). — Die Leser unserer „Schelmenstreiche" (III 38) dürften sich noch erinnern, daß außer Sundar Singh auch der Teufel Behemot über seine Eindrücke im Himmel berichtet hat. Derselbe weilte dort, wie Taxil erzählt, als Erzengel viele Jahrtausende, wurde aber schließlich hinausgeworfen. Er hat dann Miß Vaughans Palladisten — und zwar sogar „auf Ehrenwort" — versichert, daß er in dieser ganzen Zeit droben nicht ein einziges Mal den Heiligen Geist gesehen habe. Sundar Singh — der seinerseits eine ganz eigenartige Wellentheorie über den Heiligen Geist aufstellt — ist etwas Ähnliches passiert. Er berichtet: „Als ich zum ersten Male den dritten Himmel betrat, schaute ich mich rings um und fragte: ‚Aber wo ist denn der liebe Gott?'" Darauf wurde ihm bedeutet, daß der hier droben ebensowenig zu sehen sei, als drunten auf der Erde. Denn er sei ja — unsichtbar! (St. 49).

Wer den Bierzeitungscharakter solcher „Offenbarungen" nicht erkennt, dem gegenüber scheint jedes Wort der Warnung verlorene Liebesmühe. Der kann ein kaltes Sturzbad nicht entbehren, wie es den hartnäckig Taxilgläubigen schließlich verabreicht werden mußte (Sch. St. III 130 ff.). Wir wollen im Interesse der Gesundung unseres geistigen und religiösen Lebens hoffen, daß er es rechtzeitig bekommt. Und wenn die bis ins einzelnste gehenden Ähnlichkeiten des Sadhu-Schwindels mit dem Taxil-Schwindel nicht wenigstens die Erwägung nahelegen, ob die im Eingang unserer Schrift festgestellten Pläne der nihilistischen Geheimbündler gegen alle Religion vielleicht doch ernster zu nehmen sind, als wir es bisher taten, dessen Denken muß sehr starr sein. Es bestehen internationale Bestrebungen auf radikale Vernichtung des religiösen Lebens. Die Vorkämpfer dieser Bestrebungen schmieden Pläne. Sie sind nichts weniger als Dummköpfe. Sittliche Bedenken kennen sie nicht. Als geistige Führer haben sie untereinander Beziehungen. Diese erstrecken sich über die ganze

Welt. Und der Fanatismus ist in manchem Herzen groß genug, daß es sich auch zu Unternehmungen à la Taxil mißbrauchen läßt. Lügnerische Naturen sind dazu geradezu vorausbestimmt. Daß ein 15jähriger Hindu am fernen Hang des Himalaya ganz von sich aus und ohne fremde Beeinflussung auf den Gedanken gekommen sein sollte, Dinge auszuführen, die sich als eine evangelische Ummodelung der ungeheuerlichen Mystifikation eines 7 Jahre zuvor entlarvten französischen Kommunisten darstellen, läßt sich nicht begreifen. Und ebenso schwer, daß dieser Knabe das großzügige Unternehmen, das ihn zu Weltruf emportrug, ohne irgendwelchen materiellen und geistigen Rückhalt durchzuführen vermochte.

Auch die, wie es scheint, durch nichts motivierten Seitensprünge, mit denen clownhaft der ruhige Gang der Handlung immer wieder unterbrochen wird, erklären sich so am besten. Diese plötzlichen Verwegenheiten, die wie ein Schlag auf den Kopf des Zuschauers wirken, sie, die alles Erreichte erneut aufs Spiel setzen und die Verteidiger fast zur Verzweifelung bringen, bis sie sich doch auch wieder da hineingedacht haben! So auch bei den eben erwähnten „Visionen". Gerade wenn Sundar jene ulkigen Partien von ihm übergeordneter Stelle erhielt, mußte er hart auf deren Veröffentlichung dringen, mochte daraus folgen, was da wollte. Glieder eines atheistischen Geheimbundes kennen keine Götter, außer ihre Führer. Was diese anordnen, ist ihnen die göttliche Autorität, die sie über alles stellen, ist ihnen „Offenbarung". „Eine in der Ekstase erhaltene Offenbarung", sagt Sundar (Hs. 159), „gilt mir mehr als alle kirchliche Überlieferung." Staunend aber setzt Heiler (Hs. 166) hinzu: „Keiner der christlichen Heiligen alter und neuer Zeit hätte es gewagt, seine persönliche Offenbarung der kirchlichen Überlieferung überzuordnen, wie er es tut." Und ob es ihm bei den seltsamen Visionen auch unbehaglich zumute ist und er gewünscht hätte, Sundar würde sie erst „nach seinem Tode" haben veröffentlichen lassen[1]), so

[1]) Hs. 91, 4. Aufl.: „Dennoch ist es bedauerlich, daß er Canon

findet er sich doch rasch wieder zurecht. Er rühmt ihren religionsgeschichtlichen Wert. Er sieht darin mit Wohlgefallen „wieder einmal jene Naivität, die den Heiligen auch sonst auszeichne" (Hs. 144). Und nicht ohne ein gewisses Gefühl des Neides ruft er aus: „Sundar Singh gehört zu den wenigen Begnadeten, die schon im Fleisch in der jenseitigen Welt weilen durften!" (Hs. 144). Solche Gemütseinstellung wird ein kaum zu überwindendes Hindernis für die sein, die Klarheit lieben.

Auf uns machen jene neuesten Exzentrizitäten des Sadhu einen ganz anderen Eindruck. Von Dingen, wie er sie in seinen „Visionen" vorbringt, kann man — wofern sie sich ernst halten — als von Gehofftem reden oder als von geistig Geschautem, niemals aber als von selbst Gesehenem. Wer das tut und gar in jener extravaganten Weise tut wie Sundar Singh, der macht sich lächerlich, oder er will andere lächerlich machen. Wir haben dabei sogar das Empfinden gehabt, Sundar wolle die Welt auf die Kunde vorbereiten, er sei plötzlich — verrückt geworden. So tat es wenigstens Taxil, als für ihn die Sache brenzlich zu werden begann (Sch. St. III 115; 142). Und dasselbe ereignete sich mit Miß Vaughan, als Taxil sie verleugnete (Sch. St. III 149). — Aber neuerdings scheint der Sadhu mehr einem anderen Modus zuzuneigen, um sich erforderlichenfalls einigermaßen mit Ehren vom Schauplatz seiner Taten zurückzuziehen. Es ist nämlich sehr leicht möglich, daß er im Notfalle „stirbt". Bei einem Manne wie ihm würde ja dann auch einer „Auferstehung" kein unüberwindliches Hindernis im Wege stehen.

Die christliche Presse, die sich Zusendungen von solcher Seite gegenüber leider zugänglicher erweist als gegenüber Warnungen, veröffentlichte unlängst den Brief eines Arztes aus Subathu. „Dr. Peoples" schreibt darin unterm 8. Februar 1926, daß Sundar am 2. Dezember 1925 dem Tode

Streeter gestattet hat, diese intimsten und heiligsten Erfahrungen vor seinem Tode zu veröffentlichen."

nahe war. Er sei schwer lungenkrank und habe die Sehkraft des linken Auges fast völlig verloren gehabt. Doch gehe es schon wieder erheblich besser. Peoples knüpft daran ein glänzendes Zeugnis für den Sadhu, den er seit 1912 kenne. Von da an bis 1916 sei derselbe immer wieder zu ihm nach Subathu gekommen, zumal im Sommer und auf seinem Wege nach Tibet. Seit Februar 1921 wohnten sie beide sogar in einem Hause beisammen. Er erblicke in ihm „wirklich einen von Gott erwählten Mann. Was die wunderbaren Erfahrungen in Tibet und Nepal betrifft, so glauben wir ihm alles, was er uns zu erzählen pflegte, auch die Geschichte vom Maharischi auf dem Kailas." Die meiste Zeit sei Sundar allein auf seinem Zimmer und schaue Gesichte. Sein Buch darüber werde bald erscheinen. Als Arzt könne er sagen, daß derselbe geistig vollkommen gesund sei und nicht an Halluzinationen leide. Seine Visionen und Erfahrungen seien nicht subjektiv, sondern objektiv. Schließlich bestätigt dieser Zeuge noch, daß der Sadhu jedes Jahr nach Tibet zu gehen pflege.

Solche verwirrende Zwischenfälle werden wir in nächster Zeit voraussichtlich noch allerlei erleben. Sie entsprechen dem Brauch der Tarilianer, wenn sie merken, es geht mit ihrer Herrlichkeit zu Ende. Man lese das ganze Kapitel unseres Tarilbuches: „Von einem Entsetzen ins andere" (III 104 ff.)! Erkundigungen an Ort und Stelle haben folgendes ergeben: Die ärztlichen Qualifikationen von Peoples sind äußerst gering. Er wurde nur in einer Missionsanstalt vorgebildet. Von einer Privatpraxis, die er ausübt, ist nichts bekannt. Seine Verrichtung im Lepraheim soll darin bestehen, die Impfungen zu überwachen, die einzige ärztliche Behandlung, die an den dortigen Patienten — ausschließlich Eingeborenen — vorgenommen wird. Er selbst ist Eingeborener, sein Name augenscheinlich die Verengländerung seines ursprünglichen indischen Familiennamens. Mit Sundar verbinden ihn geheimnisvolle Bande. Beide sind unzertrennlich. Die Besuche des Sadhu bei ihm erfolgten zwischen 1912 und 1916 immer

nur auf ein oder zwei Tage. Sie geschahen so heimlich, daß damals kaum jemand im Ort Sundars Namen kannte. Dieser „schenkte" ihm ein Haus (wenn bloß nicht eigentlicher Käufer und Besitzer eine Geheimgesellschaft ist, der beide angehören, und Peoples nur deren Strohmann!). Dessen Frau kocht für ihn. Wir haben es offenbar mit einem Spießgesellen des Sadhu zu tun. Als Peoples im Krieg (1916) zum Zivildienst einberufen wurde, trat an seine Stelle in Subathu Alfred Zahir (!), der von da bis 1918 Sundars Korrespondenz verwahrte. So erklärte es sich auch, daß Zahir damals jahrelang wie verschwunden schien (s. St. 23). — Außer jenem „Doktor" treten in Heilers jüngsten Veröffentlichungen (s. sein Aufsatz im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz", Basel, 30. September und 7. Oktober 1926) allerlei neue Namen und „Tatsachen" auf. Nachdem die alten als lügenhaft erwiesen sind, tut man gut, nichts davon zu glauben, ehe es nicht sehr gründlich nachgeprüft ist. Heiler wird von Sundar und Genossen, also erklärten Schwindlern, wissentlich oder unwissentlich bedient, wie einst Kanonikus Mustel von Taxil & Co. So ist jetzt plötzlich bei Sundars „Vergiftung" von einer Magenpumpe die Rede. Die Missionarsfamilie, die ihn pflegte, weiß nichts von ihr, kann sich nicht einmal besinnen, ob überhaupt ein Arzt zugezogen wurde. Sie weiß nichts von Bluterbrechen, schloß vielmehr aus den Krankheitserscheinungen auf Ruhr. Wenn jetzt, nach 21 Jahren, der Name des „mitvergifteten" Knaben, „Gurdit Singh", angegeben wird, so handelt es sich um eine ebenso unauffindbare Größe, als wollte man als Zeugen benennen „einen Bayern Joseph", oder „einen Preußen August". Denn „Singh" ist nicht Familien-, sondern Stammesname! Winkelzüge solcher Art sind für Leichtgläubige gut und dienen zur Verschleppung[1]). Bezeichnend für Sundar ist es, daß er selbst

[1]) Auf ein bezeichnendes Beispiel der Lügenhaftigkeit Sundars wird von Pf. M. Bonnard (Aubonne) in der „Revue de Théologie et Philosophie" 1926, S. 151, aufmerksam gemacht: Am 27. 6. 23

seinen guten Freund Heiler nicht ungerupft lassen kann. Ihn meint er mit der Bemerkung: er habe in Deutschland von einem Gelehrten gehört, der selber nicht betete, aber ein Buch über das Gebet schrieb! (Heiler: „Das Gebet"). Als er dann zu beten anfing, schrieb er ein zweites Buch (Heiler: „Das Geheimnis des Gebetes"), das mit dem ersten in innerm Widerspruch stehe[1])! Großmütig verzeiht ihm der Marburger Professor auch diese Anzapfung. Denn er schreibt am 25. September 1925 an Pfister: Sundar Singhs Äußerung sei bloß die unzutreffende Bemerkung eines Dritten, die der Sadhu wiedergebe. — Von recht großer Bedeutung kann das von Heiler im „Kirchenblatt" ans Licht gezogene Gerücht über „Weibergeschichten" des Sadhu werden, das in Subathu umgeht. Man zeige im dortigen Basar mit Fingern auf „seine Frauen". Auch wir wissen um diese Gerüchte. Wenn sie sich bewahrheiten, würde ein wesentlicher Zug zum Charakterbild des „Erneuerers der altchristlichen Armuts- und Keuschheitsideale" hinzukommen, der im Grunde seines Herzens gottloser Nihilist ist.

Wir kommen zum Schluß.

Der Sadhu-Schwindel führte den Protestantismus auf ab-

---

schrieb Sundar Herrn Sloan, er befinde sich auf der Reise nach Tibet, am 5. 7. 23 an Goldstream: „Ich bin soeben aus Tibet zurückgekehrt", am 10. 7. 23 an Herrn Steiger-Züst (St. Gallen): „Ich komme soeben von Tibet zurück. Wegen gewisser Schwierigkeiten konnte ich nicht längere Zeit in diesem Lande bleiben, aber ich habe einige Anordnungen mit unsern christlichen tibetanischen Freunden getroffen, um das Werk des Herrn fortzusetzen." An Heiler aber schreibt er am 3. 3. 25 in bezug auf diese Reise: „Ich sagte niemals, ich sei in Tibet gewesen." Es handele sich um ein durch seine „unvollkommene Kenntnis des Englischen" (in dem er Hunderte von Reden gehalten hatte!) verursachtes „Mißverständnis". Er habe sagen wollen, daß er „auf dem Wege nach Tibet umgekehrt" sei. (H. 21.)

[1]) „Sermons and Sayings of Sadhu Sundar Singh", veröffentlicht von J. Helen Rowland und Hridesh Ranjan Ghose („Islamia press", Sylhet, Indien, 2. Aufl., S. 45).

schüssige Bahn. Er hat dessen stolzen Ruf schwer beeinträchtigt, daß er gegen „mystisch" herausgeputzten Humbug durch die besondere Art seiner Geistesbildung gewappnet sei. Eine erschreckende Kritiklosigkeit ist bei manchem Vertreter der evangelisch-religiösen Weltanschauung hervorgetreten. Und wenn die Veranstalter der Mystifikation nichts gewollt hätten, als beweisen, daß solche Dinge auch bei uns möglich sind: sie hätten dem Ansehen religiöser Denkungsweise schon genug Abbruch getan.

Die Sadhu-Begeisterung verwundete überdies das Glaubensleben gerade an der Stelle empfindlich, wo sie ihm zu helfen gedachte. Genau, wie die Katholiken den Teufels- und Hexenglauben des Mittelalters durch Taxil und Genossen gerettet sahen, so manche von uns durch Sundar Singh einen Wunderglauben von übernaiver Kindlichkeit. In der Einleitung zu seinem ersten Sundar-Singh-Buche sagt Heiler: „In seinem wunderbaren Lebensgang, in seinem geisterfüllten Innenleben, in seiner apostolischen Wirksamkeit gleicht der indische Christusjünger dem Völkerapostel. Wie Paulus, ist auch Sundar auf wunderbare Weise durch eine Erscheinung Christi bekehrt worden. Wie jener ist er aus einem leidenschaftlichen Feind Christi sein begeisterter Jünger und Apostel geworden. Wie jener, so ist auch er durch Länder und über Meere gereist, um Zeugnis abzulegen von der Macht und Gnade des Heilands. ... In manchem gleicht Sundar Singh noch mehr der irdischen Erscheinung seines Herrn und Heilands. So spiegelt sich auch im Leben Sundar Singhs von neuem ein Stück biblischer Geschichte ab, jenes Leben des Heilands und seiner Apostel, das vielen von unseren Zeitgenossen als unglaubwürdige Sage oder als unerfüllbares Ideal erscheint, ist im Leben dieses indischen Gottesmanns von neuem volle Wirklichkeit geworden." Als ich das las, bin ich tief erschrocken. So vermengt man nicht, wenn man echt evangelisch empfindet, das Göttliche mit Schwachheit des Menschen! Unser Heiland und Erlöser steht

uns unendlich viel höher als selbst Beste aus unserer Mitte. Die haben der Sache des Christentums einen schlechten Dienst getan, die diesen Inder allzunahe an Christus rückten! Nun zeigt es sich ja, wozu es führt. Jetzt werden Religionsspötter grinsend sagen: „Da sieht man, daß es nichts ist mit eurem ganzen Christentum! Wir haben einen unserer größten Heuchler zu euch geschickt. Der machte euch all eure Wunder nach und übertrumpfte sie noch. Ihr aber habt ihm das alles unbesehen geglaubt, nur weil er fromme Worte zu machen verstand! Manche haben sich für ihn begeistert. So wie mit diesen steht es aber mit allen Wundern. Sie sind samt und sonders Erfindungen schlauer Schwindler. Die ganze Religion ist nichts als Leichtgläubigkeit und Phantasterei der geistig Minderen!" Und diese peinliche Lage verdanken wir denen, die auch durch die Flammenzeichen des Taxilschwindels nicht zu bewegen waren, Kräfte und Mittel der geistigen Weltrevolution zu studieren. Wodurch aber ist es jetzt den Verächtern all dessen, was höher ist als Mensch und Menschenbegreifen, noch besonders leicht gemacht, auf Gedankenlose in dieser Weise zu wirken? Dadurch daß wir uns von Religionsfeinden auch noch unsere Stellung zur Wunderfrage aufnötigen ließen. Wir schauten mit ihnen aufs Äußere des Wunders und haben uns von seinem Geiste entfernt. Wer hätte schon einmal aus Tüfteleien über den Buchstaben irgendeines biblischen Berichtes einen spürbaren Gewinn für sein Seelenleben gehabt? Sie sind aus der Vorstellungswelt vergangener Zeiten heraus von Menschen niedergeschrieben, die von Jesus Christus ergriffen waren. Dieses Ergriffensein gilt es wiederzuerlangen. Aussichtslos die Versuche, auch noch in sich täglich wandelnde Formen zwischen Jahrtausenden völlige Übereinstimmung zu erzielen. Die Menschen müßten aufhören, überhaupt noch zu reden, wenn sie das wollten. In all solchen Fällen hilft nur die unmittelbare Übertragung dessen, was im Herzen des einen vorging, auf das Herz und Gewissen des andern. Wundererzählungen sind ein unerlebtes Mit-

tel für diesen Sonderfall der Übertragung von seelischer Kraft über Jahrtausende hinweg. Gerade sie sollen uns treiben, *nicht* am Äußeren haften zu bleiben, sondern durch das Äußere hindurch ins Innere der Dinge zu dringen, hindurchzuschauen in die verborgene Welt der schaffenden, erhaltenden und führenden Gewalten des Alls. Vom Endlichen und Vergänglichen zum Allumfassenden und ewig Bleibenden! Aus den Wundererzählungen, die in sinnlich greifbarer Form übersinnliches darstellen, zur Wunderkraft des Allgütigen! Seine Allmacht müssen wir ahnend erfassen lernen, die auch im Kleinsten und Alltäglichen waltet, durch keine Schranke Raumes und der Zeit einengbar. Es ist einer, der noch immer einen Weg weiß, wo Menschen ratlos stehen. Nichts wäre verkehrter, als die Wunderwelt der Bibel ins Alltägliche herabziehen, wie Sundar Singh es zum Spott tat. *Sie soll über uns schweben* in weiten, schier unerreichbaren Fernen, wie das Sternengefunkel am Himmelszelt, fern und doch nah. Dann leuchtet sie in unser Leben hinein und verklärt es mit ihrem Lichtglanz. Zergliedert der Sonne Strahlen! Wissenschaftlich ist's gut. Seelisch habt ihr nichts davon. Große Dinge wollen groß erfaßt sein, soll auf den Menschen etwas von ihrer Größe übergehen. Wir brauchen das Wunder auch in seiner besonderen Form im Leben Jesu, wie die Natur des Lichtglanzes aus höheren Welten, daß nicht grau und farblos und tot das Dasein veröde. Wie des Himmels Tiefen das Auge anziehen: Wir begreifen sie nicht. Aber sie sagen uns mehr, als erklärende Worte. Das Kind in der Krippe, das Heil und Rettung des Weltalls in sich birgt. Der Gottgleiche, der am Marterholze aller Welt Sünde trägt. Der Grabzerbrecher, der siegreich herausschreitet aus steinverrammelter Felsenkluft; und Tod und Verwesung sind nicht mehr. Der Helfer in aller Not, dem kein Elend zu groß ist und kein Herzenswunsch zu klein, daß er nicht über Bitten und Verstehen zu erfüllen vermöchte mit leiser Berührung seiner allgütigen Hand. Das ist die Wunderwelt, die uns unverlierbar sein muß!

Pfui über den, der darüber zu spotten imstande ist durch höhnendes Wort oder karikierende Tat! Er vergreift sich am Leben des Lebens. Er nimmt der Menschheit ihre Würde, raubt der Welt ihren Sinn. Es bleibt dann nur noch — das Leere.

Noch gähnt ein Abgrund.

Wir gleichen dem Mann auf der Sundar Singhschen Blumenwiese. Die Farbenpracht und der Duft der Wunderblumen, die uns in Gestalt der Erzählungen, Gleichnisse und Sprüchen des indischen Fakirs umgaben, hatte uns die Sinne benommen. Und mancher vergaß darüber allzusehr die gesunde Nahrung des schlichten, nüchternen Evangeliums. Er wird vielleicht daran seelisch noch sterben müssen. Der ganze Mensch geht zugrunde, weil nicht der ganze Mensch wach war, sondern nur einzelne Sinne sich an ihnen gebotenen Genüssen berauschten. — Als Leo Taxil mit der Losung: die katholische Mystik müsse wieder in ihre alten Ehren eingesetzt werden, maßgebende Stellen der römischen Kirche tief und tiefer in seine pseudoreligiöse Märchenwelt hineinlockte, ahnte auch niemand die Gefahr. Es klang ja alles so fromm! Aber diese mit Lügengift durchtränkte Frömmigkeit machte die Gemeinde der Gläubigen krank. Die einen entwickelten sich so rückwärts, daß sie mehr und mehr den Boden der Gegenwart unter den Füßen verloren. Die andern, wenn sie auch zunächst noch schwiegen, fühlten sich innerlich fremder und fremder werden in der Kirche, die sich von der allgemeinen Gedankenwelt so weit entfernte. Damals bereitete sich im Katholizismus eine folgenschwere Spaltung vor. Die Prieseraustrittsbewegung in Frankreich, Los-von-Rom-Bewegungen in allerlei Landen und das Sichemporrecken des Modernismus waren Sturmzeichen, von den Folgeerscheinungen auf politischem Gebiete, wie den anschwellenden Kämpfen um die Trennung von Kirche und Stadt, zunächst in Frankreich, ganz abgesehen.

Man täusche sich nicht! Die Feinde der Religion wissen

ganz genau, daß der Protestantismus, dessen Recht auf absoluter subjektiver Wahrhaftigkeit gegründet ist, die Belastungsprobe, einen erklärten Schwindler als „Heiligen" vorgehalten zu bekommen und Betrügereien als Stützen des Glaubenslebens gewähren lassen zu sollen, noch viel weniger ertragen kann als andere. Die Lage ist gefahrenschwanger. Möchten verantwortliche Stellen — besonders auch in Schweden, wo hochverehrte Männer walten — in zweifelhaften Dingen größte Zurückhaltung beobachten, selbst gegenüber stärkstem Druck von außen her! Wir dürfen nicht mit helfen, eine innere Krise des Protestantismus heraufzubeschwören. In die aber geraten wir zum Gaudium aller Verächter, wenn ein, vielleicht sogar recht einflußreicher, Teil der Glaubensgenossen sich in eine Entwicklung hineindrängen läßt, die ihn weitab von der geistigen Entwicklung unserer Tage auf den Weg der Sekte führt. An seinem Ende lauert der Drache der Glaubensspaltung.

Nichts Schlimmeres aber könnte uns geschehen, als wenn Getäuschte in ihrer Verzweiflung sich anstrengen würden, den Gaukler auch jetzt noch kurze Zeit zu halten. Kurze Zeit nur, denn wir können nichts wider die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit (2. Kor. 13, 8). Der Mann ist erledigt und muß erledigt bleiben. Wer in heiligen Dingen so schamlos lügen kann, wie er, der ist gottlos bis in die tiefsten Gründe seiner Seele. An dem ist keine Faser, die nicht gottlos wäre. Und mit der Lüge dürfen wir nichts gemein haben. Gott ist nicht ein Gott der Lüge, sondern der Wahrheit! Ein Christentum aber, das nicht mehr den Mut haben würde, Lüge Lüge zu nennen, wäre Salz, das dumm ward, und hinfort zu nichts mehr nütze, als auf den Weg geworfen zu werden, auf daß es die Leute zertreten.

Druck von
Oscar Brandstetter
in Leipzig

92
Si64b

Braeunlich, P. .. Si64b

Sundar Singh in seiner

92
Si64b